

4277

Kaukasische Reisen und Studien.

Neue Beiträge

zur

Kenntnis des kaukasischen Landes.

Von

C. Hahn,

Professor am I. Gymnasium zu Tiflis.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1896.

Kaukasus
Reisen und Entdeckungen

97657

Kaukasische Reisen und Studien.

Neue Beiträge
zur
Kenntnis des kaukasischen Landes.

Von
C. Hahn,
Professor am I. Gymnasium zu Tiflis.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165040

Kaukasische
Reisen und Studien

Alle Rechte vorbehalten.



LEAN 6277

Ihrer Kaiserlichen Hoheit

der Frau Großherzogin

Anastasia Michailowna

von Mecklenburg-Schwerin,

Großfürstin von Rußland

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

Kaiserliche Hoheit!

Die günstige Aufnahme, welche das kleine Buch „Aus dem Kaukasus“ von seiten der Kritik hat erfahren dürfen, giebt mir den Mut, schon jetzt eine Fortsetzung desselben erscheinen zu lassen. Der herrliche Kaukasus drängt sich demjenigen, der irgend welche Liebe zur Natur und einiges Interesse für das Leben der Völker und ihre Sprachen hat, gewissermassen von selbst auf. Er will beschrieben sein. Nur wenige wollen das leider verstehen und doch wäre es so wünschenswert, daß von recht vielen Seiten Bausteine herbeigetragen würden, aus denen ein tüchtiger und begabter Baumeister ein solides Gebäude der Geographie, Ethnographie und Linguistik des Kaukasus aufbauen könnte. Namentlich über den Kleinen Kaukasus ist noch sehr wenig gearbeitet worden und doch bietet auch dieser gleich dem Großen so viel bemerkenswertes. Sollte die

„Perle“ des Kleinen Kaukasus, Borschom z. B. nicht einer eingehenden Beschreibung würdig sein? Ich habe in diesem Buche versucht, mit meiner schwachen Feder dieser Aufgabe näher zu treten, bis ein größerer Meister dieselbe in mehr zufriedenstellender Weise löst. Einstweilen würde ich es als höchstes Glück betrachten, wenn Eure Kaiserliche Hoheit die Gnade hätten, diese meine Schilderungen als ein neues bescheidenes Blatt einzureihen in das Buch Höchst Ihrer Jugenderinnerungen.

Tiflis im März 1896.

C. Hahn.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite	
I. Die Große Kabarda und die Berg-Tataren am Elbrus (Sommer 1891)	1	
II. Hochzeitsgebräuche bei den Kabardinern	38	<i>REBNA</i>
III. Eine Reise in das Quellengebiet des Kuban (Juni 1892)	52	
IV. Die bedeutendsten Gletscher des kaukasischen Gebirges	87	
V. Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus	118	
VI. Die Höhle Olissai-dona in Digorien	131	
VII. Zwei Wochen im nördlichen Daghestan (Sommer 1895)	139	
VIII. Einiges über die Kумыкы	177	
IX. Eine Schülerfahrt von Tiflis nach Baku (Ende März 1892)	209	<i>gr. Schrift.</i>
X. Die Sekte der Duchoboren in Transkaukasien	227	
XI. Kreuz- und Querzüge im Kleinen Kaukasus	240	<i>Arn.</i>

1. Die Bedeutung der ...
2. Die ...
3. Die ...
4. Die ...
5. Die ...
6. Die ...
7. Die ...
8. Die ...
9. Die ...
10. Die ...
11. Die ...
12. Die ...
13. Die ...
14. Die ...
15. Die ...
16. Die ...
17. Die ...
18. Die ...
19. Die ...
20. Die ...

I.

Die Große Kabarda und die Berg-Tataren am Elbrus. (Sommer 1891.)

I.

Längst schon hegte ich die Absicht, auch einmal dem nördlichen Kaukasus einen Besuch abzustatten. Als ich unschlüssig, wohin ich die Schritte lenken sollte, die Karte aufschlug, fiel mein Blick von ungefähr auf den Namen Baksan, was in der Übersetzung lautet: „Schau selbst!“ Der herausfordernde Name zog mich an. Mein Plan stand fest, diesen Zufluss des Terek mit eigenen Augen zu schauen und ihn bis zu seinem Ursprung, bis zu den Gletschern des Elbrus zu verfolgen. Einige Kollegen erklärten sich bereit, an dem Ausflug teilzunehmen, um so lieber, als sie viel Schönes von jenen Gegenden hatten erzählen hören. Die Dauer der Reise war auf etwa zwei Wochen festgesetzt. Die Marschroute lautete: Tiflis-Wladikawkas-Naltschik-Aul-Urusbiew-Gletscher-Asau und Terskol. Über den Rückweg sollte später Beschlufs gefasst werden. Am 16./28. Juni früh morgens fuhren wir mit Postpferden aus Tiflis aus und waren anderen Tags abends in Wladikawkas. Die Nacht hatten wir in Mleti, einer Poststation am Fusse des Passes,

zugebracht. Die grusinische Heerstraſe iſt eine vortreffliche Chausſee, welche nach groſen Mhen unter der Statthalterſchaft des Fürſten Bariatinsky im Jahre 1863 fertiggeſtellt worden iſt. Schwere Kämpfe mit der wilden Natur und unbändigen Bergvölkern muſten geführt werden, um das groſe Werk zu ermöglichen, deſſen Vollendung den Ruſſen alle Ehre macht. Die Straſe fhrt im Thal der Aragwa (welches ſie nur kurze Zeit bei Duſchet verlſt) aufwärts, berſchreitet bei Gudaur den groſen Kaukaſus in einer Höhe von 7977 Fuſs und ſteigt dann in das Thal des Terek nach Wladikawkas hinab. Mit vorzüglichen Poſtpferden wird die 200 Werſt betragende Entfernung in 20 bis 24 Stunden ohne Gefahr zurückgelegt; auf jeder Station ſind im Durchschnitt 60 bis 70 Pferde, ſo daſs ſelbſt bei ſtarkem Verkehr die Reiſenden ſelten liegen bleiben. Eine regelmſige Verbindung vermitteln zwei Eilwagen und zwei Omnibuſſe, welche alltäglich von den zwei Endpunkten abgelassen werden. Das gewöhnliche Publikum dagegen benützt Furgons, welche den Weg in fünf bis ſechs Tagen zurücklegen.

Eine eingehende Beſchreibung dieſer intereſſanten Bergſtraſe kann hier meine Aufgabe nicht ſein. Ich erlaube mir nur einige kurze Bemerkungen. Wer den Kaukaſus überhaupt näher kennt, dem wird die grusinische Heerstraſe weniger imponieren; es fehlt da vor allem an dem das landschaftliche Bild belebenden Vordergrund in Geſtalt von ſaftigen Wiesen, grünenden Wäldern, anmutigen Dörfern; kahl und ſteil ſtarren faſt allenthalben die nackten Felſen zum Himmel empor. Selbſt die reiſenden Bergstrme beleben wenig die Landschaft, denn ſie ſind in felsige Ufer gebettet und tragen zu ſehr den Charakter der Zerſtörung an ſich. Wer die begeiſterten Schilderungen der ruſſiſchen

Dichter und der Reisenden aller Nationen mit der Wirklichkeit vergleicht, der fühlt sich wohl nicht wenig enttäuscht. Wir sind freilich weit entfernt davon, der grusinischen Heerstrafse ihre grofsartig wilde Schönheit abzusprechen zu wollen, aber eines bleibt doch wahr, es ist eine kalte Schönheit, welche den Beschauer nicht erwärmt. Die berühmte, viel besungene Darial-Schlucht („das Thor der Alanen“) ist grofsartig durch den Aufbau mächtiger Felsmassen, aber trostlos durch die Kahlheit der nackten Felswände; die leblosen Felsbrocken, durch Einwirkung des Wassers und unterirdischer Kräfte unordentlich im Engpasse durcheinander geworfen, haben alles Leben hier begraben und wo solches allenfalls in Gestalt von Blumen und Gesträuch wieder erscheint, wird es beständig durch die reifsenden Fluten des schwellenden Stroms oder durch Stein- und Felsstürze wieder im Keime erstickt. Das Einzige, was hier noch einiges Leben zeigt, ist der unbändige Terek¹, welcher sich tobend durch die enge Pforte drängt. Er rollt in seinen Wassern gewaltige Steine fort; wo sie ihm aber zu grofs und zu mächtig sind, da bäumt er sich an ihnen auf und wälzt sich in mähnenartigen Gebilden über sie weg. Wenn ich den Touristen einige ansprechende Landschaften

¹ Der Terek (grusinisch Lomechi) heifst in seinem Oberlauf ebenfalls Aragwa. Er entspringt den Gletschern der Truso-Schlucht, welche im Norden vom Kasbek, im Süden von der Hauptkette, im Westen von dem Grat begrenzt wird, der den Hauptkamm mit dem Nebenkamm verbindet. Der Fluß biegt südlich um den Kasbek aus, wendet sich aber bei der Station Kobi nach Norden, durchbricht in der Darial-Schlucht einen Seitenkamm des Hauptgebirgs und tritt bei Wladikawkas (Terk-kale) in die Ebene. Seine Länge beträgt ca. 500 Werst, von welchen 90 auf das Gebirge kommen. Zwischen Kobi und Wladikawkas ist die Schnelligkeit des Falls im Mittel 10 Faden auf die Werst, in der Ebene verringert sich die Schnelligkeit seines Laufs mehr und mehr. Trotz seiner Wassermenge ist der Fluß nicht schiffbar; seine Mündungen sind sehr seicht.

aufzeigen soll, so kann ich deren auf der langen Strecke kaum mehr als vier finden. Nummer eins: die Strecke Ananur-Passanaur mit hübschem Laubwald und frischen Alpenmatten. Besonders effektiv hebt sich die altherwürdige Kirche von Ananur mit ihren alten Befestigungen auf mäfsig hohem Hügel von dem dunkelgrünen Hintergrunde der bewaldeten Bergabhänge ab. Nummer zwei: der Pafs von Gudaur — ein ziemlich breites Plateau mit reicher Alpenflora. Die wohlriechende gelbblühende *Azalea pontica* bildet inmitten der bunten Alpenwiesen grössere und kleinere Buschpartien. Sie stand am 17./29. Juni gerade in voller Blüte. Vom Pafs haben wir eine schöne Aussicht auf die etwa 3000 Fufs tiefer gelegenen ossetischen Aule im Aragwa-Thal und auf die nahen Schneeberge. Drittens: der Ausblick vom Balkon der Station Kasbek: Im Vordergrund der Teker und der ossetische Aul Gergeti, dahinter auf der Spitze des Kwenem-Mta die uralte Kirche Zminda-Sameba (d. i. Kirche der heiligen Dreieinigkeit, der Sage nach von der Königin Tamara erbaut. Hieher sollen in kriegerischen Zeiten die Schätze der Kathedrale von Mzchet geflüchtet worden sein). — Dann im Hintergrunde die gewaltige Pyramide des Kasbek. Noch viertens: die Strecke von Balta nach Wladikawkas, wo Wald, Buschwerk, Gärten und muntere, klare Bächlein, aus malerischen Schluchten hervorkommend, das Auge des Wanderers erfreuen. Die aus Meran berichtete Katastrophe von Martell, welche ich neulich in der „Allgemeinen Zeitung“ gelesen, erinnert an eine ähnliche Katastrophe, welche sich vor bald 60 Jahren in der Darialschlucht ereignet hat. Zwischen den Stationen Kasbek und Lars steht hoch oben am Felsen auf dem rechten Ufer des Terekflusses eine Aufschrift, die besagt, dafs im Jahre 1832 der Absturz des Dewdoraki-

Gletschers diese Höhe erreicht habe. Im Laufe eines Jahrhunderts sind sechs solcher Abstürze erfolgt, unter welchen der genannte der bedeutendste war. Am 12. August 1832 morgens 5 Uhr kamen ungeheure Massen von Schnee, Eis und Steinen mit schrecklichem Getöse vom Gletscher herab und sperrten das Thal des Terek auf zwei Werst in einer Mächtigkeit von 50 Saschen. Der Inhalt der ganzen Masse wurde auf 1 600 000 Kubikfaschen berechnet. Der wilde Terek, welcher damals hoch angeschwollen war, wurde einige Stunden in seinem Laufe aufgehalten und bildete einen großen See, während man ihn in Wladikawkas durchwaten konnte. Zwei Jahre lang mußte der Verkehr zu Fufs oberhalb der Schnee- und Eismassen vermittelt werden. Als sich im zweiten Jahre in der Masse eine große Spalte bildete, wurden die Reisenden in Kisten sitzend an Seilen hinüber und herüber befördert. Da die geognostische Gestaltung der Gegend: loses Gestein, krystallinische Schiefer, trachytische Laven und Schlackenreste von den einstigen Eruptionen des Kasbek, Abstürze begünstigt, so ist eine Wiederholung der Katastrophe nicht ausgeschlossen und wird deshalb die Bewegung des Gletschers beständig beobachtet. Den eigentlichen Grund der Abrutschung will man in der jeweiligen Stauung des Wassers der aus dem Gletscher hervorkommenden Amilischka finden¹.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über dem Hori-

¹ Der Dewdoraki-Gletscher hat nach Vereinigung der drei Hauptarme bei einer Länge von zwei Werst eine Breite von 100 bis 170 Faden. Das Ende liegt zwischen 7500 und 7850' über dem Meer. Die Dicke des Eises am unteren Ende beträgt 300, in den mittleren Partien 290—250'. Der Fall des Gletschers gleicht $10\frac{1}{2}^{\circ}$. Die Bewegung betrug 1863—66 3,9 Zoll pro Tag, 1866—67 4,5 Zoll (während z. B. das Mer de glace im Chamounixthal sich täglich zwischen 1,3 und 1,7' bewegt). Der Dewdoraki ist in den 13 Jahren 1863—76 um 110 Faden vorgerückt, während alle anderen Gletscher des Kaukasus zurückgehen.

zont, als wir Wladikawkas erreichten. Die Stadt, bei den Bergbewohnern auch Kapkai und Terk-Kale genannt, steht auf der Stelle einer vor etwa 100 Jahren erbauten kleinen Festung, sieben Werst unterhalb der Stelle, wo der Terek aus den Bergen tritt. Zu beiden Seiten des Flusses gelegen, macht sie mit ihren zahlreichen Gärten und ihren durch die Strafsen ziehenden Alleen einen sehr freundlichen Eindruck. Wladikawkas zählt über 30 000 Einwohner, ist aber mehr Beamten- und Militärstadt denn ein Mittelpunkt des Handels. Die Oberverwaltung des Terekgebietes hat hier ihren Sitz. Herrlich ist der Ausblick auf die Ausläufer der Hauptkette, welche hinter einer reichlich bewaldeten Hügelreihe von mäfsiger Erhebung zu beträchtlicher Höhe fast senkrecht aufsteigen und in ihren Gipfeln (z. B. dem Tafelberg) 10 000' und darüber erreichen. Die Stadt selbst liegt 2436' über dem Meere (fast 1000' höher, als Tiflis [1488']), hat ein angenehmes, mäfsiges Klima — mittlere Jahrestemperatur 8,7; die niedrigste Durchschnittstemperatur im Februar -4° , die höchste im August $+20,3^{\circ}$ — und ziemlich viel Regen, welche die Luft und das Pflanzenreich erfrischen (844 mm pro Jahr). Der Sommer ist verhältnismäfsig kühl, und es liefse sich in der Stadt ganz gut leben, wenn sie nicht durch ihre Lage auserkoren wäre, der Zufluchtsort allen möglichen Gesindels aus den Bergen zu sein. In keiner Stadt des Kaukasus kommt so viel Mord und Raub vor, wie hier, und in den meisten Fällen haben die verrufenen Inguschen ihre Hand mit im Spiel. In Wladikawkas versahen wir uns mit den nötigen Papieren von seiten des Chefs des Terekgebietes und Hetmans des Terek-Kosakenheeres; sie wurden uns in liebenswürdigster Weise ausgestellt, um so mehr, als unser hoher Vorgesetzter, der Kurator des kaukasischen Lehrbezirkes, uns in vor-

sorglicher Weise sehr gute Empfehlungen mitgegeben hatte. Da in der Stadt auch ein Oberst Fürst Urusbiew wohnt, ein Angehöriger der bei den Bergtataren angesehensten Familie, so baten wir auch ihn um Briefe an seine Verwandten. Er stellte uns solche bereitwilligst aus, sagte uns aber, daß dort oben ein „schlechtes Volk“ wohne. Zum Glück haben wir dasselbe aber nicht so schlimm gefunden, und hatten das vielleicht unsern guten Papieren zu verdanken.

Um nach Naltschik zu gelangen, benützten wir die Bahn bis zur Station Kotlerewskaja und legten die noch 47 Werst betragende Strecke mit Postpferden zurück. Sogleich hinter der genannten Station betreten wir die „große Kabarda“¹. Man nennt so ein ethnographisches (nicht administratives) Gebiet, welches im Westen sich bis zu den Ostabhängen des Elbrus und seiner nördlichen Ausläufer, sowie zu den Quellen der Malka und Kuma erstreckt, im Norden durch das Dschinal-Gebirge und die Malka bis zu deren Einfluß in den Terek begrenzt wird; im Osten reicht das Gebiet nicht ganz bis zum Terek, im Süden bis zu den sogenannten „schwarzen Bergen“ und dem kabardinischen Gebirge. Während die Kabarda im Westen und Süden gebirgig ist, bildet der nordöstliche und östliche Teil ebenes Steppenland. Durchflossen wird die große Kabarda vom Baksan und seinen Zuflüssen, Malka, Tschegem und Tscherek mit Urwan. Nach Norden, Nordosten und Osten ist das Land in einem großen Halbkreis von russischen Ansiede-

¹ Im Unterschied von der „kleinen Kabarda“, einem ebenfalls von Kabardinern bewohnten Landstrich auf dem rechten Ufer des Terek, im Westen und Norden vom Terek, im Osten von dessen Zufluß Karp begrenzt, während sie im Süden bei den Bergen Samankul an Ossetien stößt. In früherer Zeit reichte die kleine Kabarda bis zur Mündung der Sunscha und die kabardinischen Fürsten hatten die sich dort ansiedelnden Tschetschenzen (Inguschen) und Osseten von sich abhängig gemacht. Die kleine Kabarda macht etwa den 8. Teil der großen aus.

lungen umschlossen; im Westen sind die Karatschaier, im Süden die Bergtataren und Osseten Grenznachbarn. Der Hauptplatz der Nabarda ist Kaltschik, der Sitz des Kreischefs, dem auch die Bergtataren untergeordnet sind. Unser Weg führt zunächst durch die Steppe, welche hier am Fusse der kaukasischen Berge weniger einförmig erscheint, als in Südrussland. Die Steppe hat hier nicht nur im Frühjahrskleid, wo sie ein unabsehbares Meer von frischem Grün bildet, besät mit den mannigfaltigsten Blumen, sondern zu jeglicher Jahreszeit ihren eigentümlichen Reiz. Ackerland, Heuschläge, Weideplätze, Gebüsch und kleine Wäldchen wechseln mit einander ab. Der Horizont ist nur im Süden und Südwesten durch den Kaukasus begrenzt, nach den anderen Richtungen breitet sich eine unendliche Ebene aus. Wie Inseln ragen da und dort die Dörfer und Aule hervor mit ihren Pappeln und Obstbäumen, während in Nähe und Ferne sich regelmässig geformte Hügel verschiedener Grösse auf dem ebenen Plan erheben. Es sind die sogenannten Kurgane, die man hier nach Hunderten zählen kann. Angepflanzt ist die Steppe wenig, sie ist wasserarm, könnte aber durch Wasserleitungen aus den zahlreichen Flüssen leicht bewässert werden. Nur an wenigen Stellen werden Gerste, Weizen, Hirse, Mais, Kartoffeln und Hanf angebaut; verwilderter Wein, welcher am Buschwerk hinaufrankt, legt Zeugnis dafür ab, dass hier einst auch Weinbau getrieben worden. Auf grossen Strecken erblicken wir die sogenannten „Bachtschi“ d. i. Melonenpflanzungen, welche hier trefflich gedeihen. Das hohe Gras der Steppe, das an sumpfigen Stellen hochaufgeschossene Schilfrohr und das Buschwerk bergen eine Menge von Wild, namentlich Fasanen, Hasen und Wildschweine. Dort finden aber auch die gefährlichen Abreken gute Schlupfwinkel, wenn sie es nicht vorziehen,

in den undurchdringlichen Wäldern und Schluchten der Berge ihre Zuflucht zu suchen. Die Abreken sind Räuber und deren hauptsächlichstes Handwerk — der Pferdediebstahl. Wenn der Bewohner jener Gegenden durch irgend ein Vergehen vor dem Gesetz verantwortlich geworden ist, so sucht er sich durch Flucht der Strafe zu entziehen und treibt sich in der Steppe herum, durch Raub seinen Unterhalt erwerbend. Daher müssen die in der Steppe Ansässigen wohl auf ihrer Hut sein. Die wenigen Kosakenposten reichen nicht aus, um mit dem Gesindel fertig zu werden. Wie gefährlich diese Abreken sind, geht unter anderm daraus hervor, daß sie kurz vor unsrer Ankunft an der Malka einen Tabun von mehr als 100 Pferden weggetrieben hatten. Die Abreken sind gewandte Reiter, und die Kosaken haben einen schweren Stand gegen sie. Bei der Verfolgung bedient sich der Kosak einer einfachen List, er sprengt niemals von links, sondern stets von der rechten Seite gegen den Abreken an, weil dieser vom Pferde von rechts aus nicht schießen kann. Gerät der Abreke dem Kosaken in die Hände, so wird in der Regel kurzer Prozeß mit ihm gemacht. — Doch wir kehren auf einige Augenblicke zu den Kurganen zurück, welche unser volles Interesse in Anspruch nehmen. Sie sind die Grabdenkmäler eines Volkes, welches einst diese Steppen bewohnt hat¹. Dieses Volk hat keine Denkmäler anderer Art hinterlassen, wir finden auf dem weiten Plan keine Ruinen oder andere Überbleibsel von menschlichen Ansiedelungen. Daher liegt die Vermutung nahe, daß diese Kurgane von einem Nomadenvolk herrühren. Noch sind sie wenig erforscht, aber die wenigen, welche ausgegraben worden, haben reichliche

¹ Die Begräbnisstätten der Kabardiner selbst unterscheiden sich in nichts von den gewöhnlichen mohammedanischen.

Ausbeute ergeben. Man hat Gold und Goldmünzen (arabische), Spangen, Gemmen, Ohrgehänge und verschiedene andere Gegenstände, auch allerlei Figuren in denselben gefunden; auffallend sind einige löffelartig geformte Werkzeuge, deren Boden durchlöchert ist, so daß sie an Theesiebe erinnern. Das vorherrschende Metall ist Bronze. Gar merkwürdig geformte Schädel bergen diese Grabstätten. Bei dem Kreischef von Naltschik, Hrn. V., welcher eine ziemlich reiche Sammlung dieser Gräberfunde besitzt, sah ich einige Schädel mit auffallend breitem Hinterhaupt, andere mit sehr spitzem Gesichtswinkel, welcher wohl durch künstliches Pressen des Schädels in der Kindheit hergestellt worden; ein Schädel zeigte oberhalb der Augenhöhlen sehr starke hornartige Auswüchse. Da noch wenige Kurgane geöffnet sind und die Ausgrabungen bis jetzt nicht systematisch betrieben wurden, so läßt sich ein endgültiges Urteil noch nicht darüber fällen, von welchem Volk und aus welcher Zeit diese Gräber stammen, ob wir es mit einem oder mehreren Völkern hier zu thun haben und auf welcher Stufe der Kultur dasselbe oder dieselben gestanden haben. Einige der Kurgane sind von habstüchtig rohen Händen ihres kostbaren Inhalts beraubt und wieder zugeworfen worden, andere dienen russischen Batterien zur Zeit des Kampfes mit den Bergvölkern als Standpunkt und wurden für diesen Zweck abgegraben. Die bis jetzt geöffneten Grabhügel weisen in ihrem Innern dreierlei Formen auf: entweder ist das eigentliche Totengemach aus großen Kieseln zusammengesetzt, oder aus steinernen Platten gefügt oder es stellt einen aus Balken und Brettern hergestellten Raum dar. Diese Totenkammern werden dann entsprechend der Bedeutung der Verstorbenen mit einer höheren oder niederen Erdschicht bedeckt. Sehr oft ist die Erde mit Steinen vermengt und

die Masse so fest geworden, daß sie der Hacke des Archäologen kräftigen Widerstand leistet. Wie in einige dieser Kurgane altrussische Heiligenbilder verschleppt werden konnten, ist schwer zu erklären; möglich, daß einige schon geöffnete Grabhügel später den Kosaken als Begräbnisstätten dienten, möglich auch, daß sie als Kriegsbeute den Kämpfern mit ins Grab gelegt wurden. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich einer anderen Art von Grabmälern, welche jedenfalls einer späteren Zeit angehören. Beim Aul Ataschukin stehen deren drei, weiter oben, wo der Gondelenfluß sich mit dem Baksan vereinigt, deren über ein Dutzend. Die seltenere Form stellt ein gemauertes Achteck von etwa 7 Fuß Höhe dar, oben offen, auf den acht Ecken sind oben kugelförmige Kiesel von der Größe eines menschlichen Kopfes befestigt. In einer der acht Seiten bemerken wir eine kleine fensterartige Öffnung, durch welche ein Mensch bequem einsteigen kann. Die andere häufigere Art ist ebenfalls ein Achteck mit massivem steinernen Dachgewölbe, das Dach läuft spitz zu und bilden die Kanten Kreisabschnitte. Diese Mausoleen haben eine Thüröffnung von etwa 4 Fuß Höhe, entweder viereckig oder oben mit einem Rundbogen versehen. Die arabischen Inschriften sind meines Wissens noch nicht entziffert. Auf unsere Frage, wem man diese Denkmäler zuschreibe, sagten die einen, daß hier kabardinische Fürsten begraben seien, andere wollten wissen, daß krym'sche Khane, welche einst mit den Kabardinern langwierige Kriege geführt, hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Das Volk, welches jetzt die Kabarda bewohnt und welches dem Land seinen Namen gegeben, sind die Kabardiner. Man zählt ihrer über 70 000 Köpfe beiderlei Geschlechts. Es ist der einzige Zweig der Adyge, welcher seine

Besitzungen beibehalten hat, während die anderen tscherkessischen Stämme fast alle es vorzogen, in die Türkei auszuwandern. Nach Beendigung des kaukasischen Krieges auf der sogenannten „rechten Flanke“ hatte die russische Regierung den Tscherkessen¹ die Alternative gestellt, entweder in die Türkei auszuwandern oder aber in der Ebene sich anzusiedeln, wo ihnen im Falle von Unruhen leichter beizukommen wäre, als in den schwer zugänglichen Hochthälern. Die meisten zogen die Auswanderung vor, und man nimmt an, daß über eine Million Köpfe den nördlichen Kaukasus verlassen haben. Nur spärliche Überreste sind nachgeblieben (an der Laba und am Selentschuk) und bilden inmitten der anderen Völker kleine Inseln, wie die Abadsechen (16 000), Bscheduchen (12 000), Besleneewzen (6000), Schapsugen (2500) etc. Allein die Kabardiner blieben in voller Zahl zurück. Es war das einst der kriegerischste und mächtigste Stamm der Adyge, dessen Gebiet und Machtvollkommenheit sich bis zur Mündung des Terek erstreckten. Sie waren es auch, welche mit den Russen zuerst diplomatische Beziehungen anknüpften, als diese anfangen, sich im Kaukasus festzusetzen. Zu jenen Zeiten waren die Kabardiner Christen und suchten bei den Zaren von Moskau gern Hilfe gegen die Türken und krym'schen Chane. Iwan der Grausame liefs ihnen Kirchen bauen (von denen übrigens sehr wenig Überreste vorhanden sind) und heiratete sogar die kabardinische Prinzessin Maria. Aber auch die Chane der Krym suchten die Kabardiner für sich zu gewinnen. Als einfachstes Mittel dazu diente ihnen der Islam. Bald sehen wir in den höheren, einflußreichen Geschlechtern die Lehre Mohammeds verbreitet und von da

¹ Vgl. Weidenbaum, Führer durch den Kaukasus. (In russischer Sprache erschienen.) Tiflis 1888.

im Volke Fuß fassen. Aber die russischen Fürsten waren klug genug, auch mit den mohammedanischen Kabardinern gute Beziehungen zu unterhalten. Katharina die Große z. B. beehrte das Volk mit verschiedenen Reskripten, wie solche kein anderes der kaukasischen Bergvölker erhalten hatte. Die Verfassung der Kabardiner war eine aristokratische. Die große Kabarda gehörte vier fürstlichen Häusern, von welchen die Ataschukin bis auf den heutigen Tag noch eine große Rolle spielen. Die Aristokratie (work), ebenso wie das gemeine Volk (pschitl) leisteten ihren Fürsten und Anführern (pschi) unbedingten Gehorsam. Dank der aristokratischen Verfassung erwuchs in der Kabarda ein besonderes System der Etikette in den Beziehungen zwischen den einzelnen Ständen und die Kabarda galt einst und gilt jetzt noch als das Land des guten Tons und der feinen Manieren¹. Zu der Zeit, wo die Amalytschestwo, d. h. der Gebrauch, die Kinder zur Erziehung in fremde Familien abzugeben, bestand, schickten die anderen Tscherkessen und die Abhasen gern ihre Söhne hierher. Auch was das Kostüm, die Bewaffnung, den Reitcomment etc. anbelangt, galten die Kabardiner für die umliegenden Völker und sogar für die Kosaken als Vorbilder. Die kabardinische Aristokratie erhielt im Jahre 1867 einen schweren Schlag durch die Befreiung des niederen Volkes von der Leibeigenschaft der Fürsten, welche bald nach völliger Unterwerfung unter die russische Regierung erfolgte. Über Abstammung und ältere Geschichte des Volkes herrschen nur mündliche Überlieferungen, denen man aber zu viel Vertrauen nicht schenken darf. Diese wurden einst durch die Volkssänger Uoredhu (Geguako) im Gedächtnis des Volkes wach er-

¹ Sehr möglich, daß man uns aus lauter Etikette in einigen Häusern die Aufnahme verweigerte, weil die Männer nicht zu Hause waren.

halten, aber seit langer Zeit sind sie verstummt. Ein Kabardiner aus edlem Geschlechte, Schora-Bekmursin-Ňogmow, hat im Jahre 1861 eine Geschichte seines Volkes verfasst, welche von dem verstorbenen Geheimrat A. Bergé deutsch bearbeitet worden ist. Neuerdings hat Herr L. Lopatinsky, der Gehülfe des Kurators des kaukasischen Lehrbezirks, eine neue Sammlung von Sagen veranstaltet¹, in welchen der Narte Sosruko und der Dschigit Ademirkan, der dank seinem Zauberpferd seine Heldenthaten vollbringt, die Hauptrolle spielen. Lopatinsky hat auch die Sprache eingehender erforscht und eine kurze Grammatik derselben geschrieben. Uns interessiert einstweilen in den Sagen nur die Überlieferung, dass die Kabardiner an ihre jetzigen Wohnsitze vom Ostufer des Schwarzen Meeres² und von der Mündung des Kuban unter Anführung des „Kabarda“ gekommen seien. Aber um welche Zeit solches geschehen, dafür haben wir keinerlei Anhaltspunkte.

Nach dieser Abschweifung in das Gebiet der Sage und Geschichte kehren wir in die Wirklichkeit, zu unserer Marschroute zurück. Ehe wir nach Naltschik kamen, fuhren wir durch die deutsche Kolonie Alexandrowskaja. Die Umgebungen der Kolonie berühren das Auge angenehm durch den geordneten Acker- und Gartenbau. Doch macht die Kolonie selbst mit ihren kleinen unansehnlichen Häusern, deren Wände aus Lehm, mit Häcksel vermischt, hergestellt sind, und mit ihren Stroh- oder Schilfdächern einen ärmlichen Eindruck. Aus den Trachten der Männer und Frauen

¹ L. Lopatinsky, Kabardinische Sagen mit Urtext und Wörterbuch. Anhang: kurze Grammatik der kabardinischen Sprache (russisch), in der Sammlung von Materialien zur Beschreibung der kaukasischen Länder und Völker. Bd. XII, Tiflis 1891.

² Damit stimmt auch, wenn manche in den alten Kerketen am Schwarzen Meer die Urahren der Tscherkessen finden wollen.

schliesse ich, daß die Kolonisten gute Schwaben sind. Sie stehen bei den Kabardinern als arbeitsame und verständige Hauswirte in großem Ansehen, sollen aber die Absicht haben, nach dem Beispiele anderer Kolonien im Kreise Pjätigorsk nach Südamerika auszuwandern. In Naltschik selbst trafen wir neben der kabardinischen Bevölkerung auch russische Familien, welche sich hauptsächlich mit Handel beschäftigen; auch der Starschina ist Russe. Der Ort, der etwa 4000 Einwohner zählt, liegt sehr hübsch zu Füßen der Berge am Flüschen gleichen Namens, dessen Thal im Oberlauf viele landschaftliche Schönheiten bietet. Wegen seiner gesunden Lage wird Naltschik in neuerer Zeit namentlich Lungenkranken als Sommeraufenthalt empfohlen; Kumys ist dort billig zu haben. Von Naltschik gings durch die Steppe an verschiedenen kabardinischen Aulen vorbei — auch der wasserreiche Tschegem mußte durchfahren werden — zur Station Baksan und von da ebenfalls mit Postpferden nach Gondelen. Einige Werst oberhalb Baksan treten zu beiden Seiten des Flusses in ziemlicher Entfernung von seinem tiefeingeschnittenen Bette Hügelreihen auf. Die Thalsohle ist vorderhand noch einige Werst breit, verengert sich aber aufwärts immer mehr, während die Hügelreihen in ansehnliche Felsenwände sich verwandeln, deren auffallend geformte Zacken zur Bildung mancher Volkssagen Veranlassung gegeben haben.

Wir hatten bis dahin mit den Kabardinern eigentliche Bekanntschaft noch nicht gemacht; ein starker Gewitterregen zwang uns, vor eintretender Dunkelheit in dem großen Aul Ataschukin ein Unterkommen zu suchen. So leicht ging das nicht. Die Leute, welche wir nach dem Starschina fragten oder um Aufnahme baten, stellten sich, als ob sie uns nicht verstanden, oder verstanden uns wirklich nicht.

Wie Geächtete standen wir mit unsern Pferden im strömenden Regen und heillosen Schmutz. Endlich half uns ein russischer Knabe, der in einem Kaufladen diente, aus der Not. Er brachte uns den Ortsvorsteher. Nachdem wir auf Grund unserer Papiere verschiedene Drohungen und nebenbei eine ganze Blumenlese von kräftigen Redensarten — die sich vielleicht ins Kabardinische nicht übersetzen lassen, aber doch verstanden wurden — hatten laut werden lassen, wies dieser uns endlich am entgegengesetzten Ende des Auls ein Zimmer an. Es war gut, daß wir reichliche Vorräte mitgenommen hatten, denn Eßbares war für kein Geld aufzutreiben; aber eine Theemaschine fand sich wenigstens vor. Für die armen Pferde wurde auch erst nach energischer Forderung etwas Heu herbeigebracht, dann wurden sie auf die Weide getrieben und eine Wache bei denselben aufgestellt (gegen die Abreken), für welche wir nachher die Kleinigkeit von drei (!) Rubel zu bezahlen hatten. Unverschämtes Volk! Der Aufdringlichkeit der Männer, welche sich in unser ohnehin enges Zimmer hereindrängten, wußten wir uns nicht zu erwehren. Als wir aber zum frugalen Imbiss Schinken und Wurst aufschnitten, wurde die Luft plötzlich rein; vor dem Schweinefleisch konzentrierten sich die Herren Kabardiner eilig rückwärts, nicht ohne dabei noch kräftig auszuspucken. Man ließ uns weiterhin in Ruhe.

In schroffem Gegensatz zu dem höchst unliebenswürdigen Benehmen dieser Kabardiner von Ataschukin stand freilich die gastfreie Aufnahme, welche wir Tags darauf bei dem jungen kabardinischen Fürsten Nawrusow auf dessen Landgut fanden. Der junge Mann, welcher die Realschule von Wladikawkas besucht hatte und in einem von uns seinen früheren Lehrer wieder erkannte, gab sich die größte Mühe,

uns den Aufenthalt recht angenehm zu machen, bewirtete uns mit Thee und gutem Abendbrot und stellte uns sogar reinliches Bettzeug zur Verfügung. Die Nawrusows sind eine alte Fürstenfamilie, der Vater des jungen Mannes war russischer General gewesen und stand bei seinem Volke in größtem Ansehen, das nach seinem Tode auf den Sohn übergegangen ist. Dieser ist ein hochgewachsener, hübscher junger Mann, brünett, mit regelmässigen, intelligenten Gesichtszügen, kräftiger, aber edel geformter Nase, und kann als Typus des Kabardiners gelten. Bei den Kabardinern wiegen überhaupt schwarzes Haar und dunkle Augen vor, selten sieht man bei Kindern helle Haare. Die Männer haben oft bei dunkelschwarzem Haupthaar dunkelroten Bart, der aber nicht gefärbt ist. Die Frauen und Mädchen, welche uns zu Gesicht kamen, waren alle sehr schlank und zierlich gebaut, von mittlerem Wuchs; sie hatten fast alle sehr hübsche, feine Gesichter und feurige, dunkle Augen. Sie haben, wie alle Töchter Evas, großen Hang zum Putz. Während die jungen Mädchen oftmals weite rote Beinkleider ganz ohne Rock tragen, haben die älteren Mädchen und Frauen lange, die Füße bedeckende enge Röcke von verschiedener Farbe, die Kanten mit Gold- oder Silberlitzen besetzt. Die Taille umschließt ein breiter goldener oder silberner Gürtel, oftmals mit Edelsteinen verziert. Auf der Brust fehlt bei keinem Kleide der herzförmige Einsatz mit querlaufenden glänzenden Litzen und blanken Knöpfen an der Brustnaht. Die bis zum Handgelenk eng anliegenden Ärmel erhalten von hier aus einen bis zur Erde herabhängenden, nach vorn offenen, wohl mehr als ellenbreiten Ansatz, der mit goldgestickten Arabesken geziert ist; das Futter besteht aus weißem, rotem oder gelbem Atlas oder aus Seide. Den Kopfputz bildet entweder ein weißes

Spitzentuch, dessen Enden um den Hals geschlungen werden, oder aber ein weißes Barett mit Silberlitzen oder Silbertroddeln, über welche dann das Spitzentuch so geschlagen wird, daß die vordere Hälfte frei bleibt. Das Gesicht wird überhaupt niemals bedeckt. Die Tracht der Männer unterscheidet sich wenig von der bei den übrigen Kaukasiern gebräuchlichen; sie tragen die lange Tscherkefska und lieben Waffenschmuck über alles. Als Kopfbedeckung dient eine Schafmütze oder aber auch der bei den benachbarten Osseten übliche weiße oder schwarze Filzhut mit breiter Krempe, welche in der Regel herabgeschlagen ist, und rundem oder spitzig zulaufendem Kopf.

Die Religion der Kabardiner ist der Islam, welchen sie seit dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit dem Christentum vertauscht haben. Sie sind eifrige Sunniten, und nicht vergeblich rufen die Muezzin täglich fünfmal die Gläubigen zum Gebet (nemas). Mir scheint, daß der Kabardiner vor lauter Beten nicht zum Arbeiten kommt. Bei allen Medscheds sind Schulen. Obgleich die Mollas sehr oft dem Volkswitz als Zielscheibe dienen und sie in heiteren Anekdoten eine zweifelhafte Rolle spielen, obgleich hier die Begegnung mit dem Molla ebenso, wie in Rußland die Begegnung mit dem Popen, als böses Omen gilt, genießen sie doch bedeutendes Ansehen¹. Man erzählt, daß in neuerer Zeit eine fanatische Bewegung durch das Volk gehe. Ein Beispiel davon haben wir mit eigenen Augen gesehen. Als wir einem erwachsenen Kabardiner etwas Tabak schenkten und er zu rauchen anfang, kam sein etwa zwölfjähriger Bruder wütend auf ihn zugestürzt, bearbeitete ihn mit

¹ Sie wohnen bei den Medscheds und erhalten von jeder Familie jährlich 1 Rubel, lassen sich aber für besondere Amtsverrichtungen sehr teuer bezahlen.

Fäusten und suchte ihm die Papiros aus dem Munde zu reißen, indem er fortwährend rief, daß der Molla das Rauchen streng verboten habe. Und wirklich wurde der Tabak, den wir anboten, selten angenommen. Nicht weniger streng sind die Kabardiner in der Enthaltung von Wein, sie erlauben sich nur Schnaps (arka)¹ und Bier (ssyre), und auch das selten. Der Starschina in Ataschukin, dem wir etwas Cognac in den Thee gegossen hatten, wies solchen mit Widerwillen zurück. Die Kabardiner sind, trotzdem daß sie wenig zu arbeiten scheinen, ziemlich wohlhabend. Ihr Hauptreichtum besteht in Schaf- und Viehherden, namentlich aber in Pferden. Besitzer von Tabuns von 100 und mehr Pferden sind keine Seltenheit. Das kabardinische Pferd ist durch seine Schönheit und Ausdauer berühmt. Es hat arabisches Blut in sich, ist hoch und kräftig gebaut. Der Preis variiert zwischen 60 und 300 Rubel und darüber. Das kabardinische Pferd ist in den Volkssagen verherrlicht. Wer ein Rofs vom Stamme der Atlp besitzt, kennt keinerlei Hindernisse; es setzt über Berg und Thal, über Seen und Meere, kein Fels und keine Mauer sind ihm zu hoch; schneller als der Vogel durchschneidet es die Luft. — Der verhältnismäßige Wohlstand erlaubt es dem Volk, kräftige Nahrung zu sich zu nehmen. Die Hauptnahrung ist Fleisch. Gekochtes Rind- und Schaffleisch wird in der Regel mit einer Sauce aus saurer Milch oder Schmand mit zerriebenem Knoblauch aufgegeben. Man nennt diese Sauce Tusluk. Nach dem Fleisch wird die Suppe mit der „Pasta“ aufgetragen. Das ist ein trockener festgepresster Brei aus Weizenkörnern ohne Salz, welcher wie Brot aufgeschnitten wird. Brot irgend welcher Art giebt es in der Kabarda

¹ Bei den Osseten raki — vergl. Arac.

nicht. Ein erfrischendes, dabei nahrhaftes Getränk ist der „Airan“, fette, saure Milch in ziemlich flüssigem Zustande, welche in Schalen aus Birkenholz gereicht wird. Bei besonders festlichen Gelegenheiten werden kleine Kuchen bereitet: Quarkkäse wird mit Honig vermengt in Teig eingeschlagen und gekocht. Ärmlicher als das tägliche Brot des Kabardiners ist sein Heim, ein Lehmhaus mit kleinen Fensterchen und Strohdach. Der Lehm wird mit Häcksel vermengt zu einer Art Ziegel geformt, welche aber nicht gebrannt, sondern nur an der Luft etwas getrocknet werden¹. Die Häuser sind klein und niedrig. Einen eigentümlichen Anblick gewähren die breiten birnförmigen Schornsteine (die breite Basis nach unten), welche so hoch wie die Dächer in diese eingelassen sind. Jedes Haus hat einen kleinen Hof. Auffallend ist der Mangel von Bäumen und Gärten. Das Innere des Hauses und der Hof zeichnen sich nicht durch Reinlichkeit aus. Obgleich der Koran Vielweiberei gestattet, herrscht in der Kabarda Monogamie vor. Auf unser Befragen nach dem Grund dieser Erscheinung gab uns ein Kabardiner zur Antwort, daß es zu teuer sei, mehrere Frauen zu haben, fügte aber noch die vielsagenden Worte bei: „Man bekommt zudem genug, wenn eine Frau zankt, mit zweien wäre es schon nicht auszuhalten.“ Es scheinen sich also auch in jenen Gegenden die „Hausdrachen“ eingebürgert zu haben und scheinen selbst in der Jugend recht giftig zu sein. Denn das junge Mädchen heiratet in der Regel sehr früh, schon mit 12 Jahren. Den Eltern wird ein bedeutender „Kalym“ (bis zu 600 Rubel) bezahlt, darunter unbedingt 30 bis 40 Rubel in Silber-

¹ Oftmals bildet die Wände der Häuser Flechtwerk, beiderseits mit Lehm beworfen und getüncht.

münzen. Ratenweise Abzahlung ist gestattet. Die Ehen sind meist reich gesegnet; die jungen Frauen altern sehr rasch. Die Kabardiner leben gesellig; man sieht sie täglich in großen Haufen zusammenstehen und lebhaft disputieren. Tanz, Musik und Gesang sind beliebte Volksbelustigungen. In keinem Hause soll die Ziehharmonika fehlen, sie ist die stetige Begleiterin des Kabardiners, wenn er sich einen frohen Tag macht. Die Gesänge sind langgezogen; in der Regel singt der Vorsänger eine Zeile, worauf der Chor einfällt. Tänze werden von jungen Burschen und Mädchen getrennt aufgeführt, sie haben mit denen anderer kaukasischer Völker Ähnlichkeit. Obgleich die Kabarda längst mit Rußland in Berührung gekommen und auch schon geraume Zeit unter russischer Herrschaft steht, so trifft man doch sehr selten Leute, welche russisch verstehen: den kabardinischen Starschini sind darum überall russische Schreiber und Dolmetscher beigegeben. In den Schulen lernen die Kinder kabardinisch und arabisch. Wo kabardinische Kinder russische Schulen besuchen, wird es ihnen ungemein schwer, sich die russische Sprache zu eigen zu machen; das ist auch der Grund, warum sie bei entschiedener Befähigung in allen Gegenständen schwache Fortschritte machen. Die kabardinische Sprache wird mit dem Namen „obertscherkessisch“ bezeichnet und gehört zu denjenigen, von denen man nicht weiß, wo man sie hinthun soll oder zu den sogenannten „isolierten Sprachen“ und „keiner der Philologen kann diese Sprache verstehen“. Sehr schön klingt sie nicht und hat viele für unser Ohr befremdende, für unsere Zunge unaussprechliche Laute. Das Alphabet zählt 56 Buchstaben. Viele Wörter sind aus dem Arabischen und Tatarischen, andere aus dem Persischen und Griechi-

schen, manche neuere Ausdrücke aus dem Russischen entlehnt¹.

II.

Kurz vor dem Einfluß des Gondelen-Flusses treten die Felsen, welche die Thalsohle des Baksan einrahmen, näher an den Fluß heran. Der Fahrweg hört auf und der Reisende sieht sich gezwungen, entweder zu reiten oder zu Fuß zu gehen. Wir zogen letzteres vor und durchwanderten die Strecke von dem in einem Nebenthal gelegenen Aul Gondelen bis zum Aul Urusbiew in 2¹/₂ Tagen, nachdem wir mit großer Mühe in Gondelen die nötigen Pferde für unser Gepäck aufgebracht hatten. Der Starschina war abwesend; nur der Energie des dortigen Schreibers hatten wir es zu verdanken, daß wir endlich nach 5—6 Stunden unangenehmen Wartens aufbrechen konnten. Der Baksan, den wir nun stets in nächster Nähe hatten, ist ein ungemein wilder, wasserreicher Fluß, der ohne Brücken absolut nicht zu passieren ist. Glücklicherweise waren diese alle in gutem Zustande. Das schmutzig-weiße Wasser eilt im tiefeingegrissenen Bette von 25—30 Fuß Breite mit ungeheurer Geschwindigkeit der Ebene zu; die mittlere Schnelligkeit gleicht nach unseren (freilich primitiven) Messungen 5 Fuß

¹ Aus dem Arabischen z. B. der Gruß selamun halekum, dann melayk (Engel), nemas (Gebet), seman (Zeit), iman und dineh (Glaube), dunej (Welt) etc. — aus dem Griechischen z. B. mel (*μῆλον*) Schafbock, delchu (*ἀδελφός*) Bruder, nee (*ψυχή*) Seele etc. — Die Benennungen der Verwandten sind diese: Vater hade, Mutter hane, Frau phys, Sohn koa, Tochter pchy, Schwester schynchu etc. Einige Zahlwörter: eins ssy, zwei thu, drei sshy, vier ply, fünf tchu, sechs chy etc., zwanzig tos, dreißig tostre etc. Einige andere Wörter: Wasser psy, Milch schsche, Schnaps arka, Brot shako, Haus hune, Pferd schy, Sonne dyha, Mond mase. Als Kuriosum sei erwähnt, daß das kabardinische Wort für „Manier“ sehr an das französische *chic* erinnert.

in der Sekunde. Der Fall ist ein ziemlich bedeutender. Wie langgedehnter Donner tönt das Tosen des Stromes im engen Thale, und das Rollen mächtiger Steine auf dem Grunde erhöht noch das unheimliche Geräusch der dämonischen Kräfte. Der Terek ist gegen diesen gewaltigen Bergstrom ein Kind, und ist es wohl zu verwundern, daß man dem vereinigten Strome den Namen Terek gegeben hat. Er müßte Baksan heißen. Es ist das ein neuer Zusatz zum geographischen Sündenregister. Von allen kaukasischen Bergströmen, welche ich mit Augen geschaut, kann ich dem Baksan nur den wilden Zcheni-Zchale an die Seite stellen. Von mächtigen Gletschern genährt, entfaltet der Baksan schon da, wo er seiner Wiege entspringt, eine große Wassermenge, und der Hirtenknabe würde vergeblich versuchen, ihn mit den Armen aufzufangen. In seinen reisenden Wassern birgt er neben anderen Fischen die schmackhafte Lachsforelle und die muntere Fischotter. Gewaltige Felsen steigen an seinen Ufern fast senkrecht zu beträchtlicher Höhe an. Die vorwiegenden Gesteinsarten sind Kalk und Sandstein, weiter oben Granit. Bald stolzen Burgruinen, bald erhabenen Domen, bald trotzigem Basteien und mächtigen Festungsmauern vergleichbar, bauen sich die kahlen, schroffen Felsen auf; hier in grotesken Zacken, dort in mehr oder weniger regelmäßigen geraden Linien zeichnen sich ihre Umrisse am blauen Himmelsgewölbe ab. Stellenweise, wo das Gestein fester ist, lassen sich deutlich an den hohen Wänden Gletscherschliffe bemerken. Das Gestein ist meist locker und zu Höhlenbildung geneigt. Mächtige Felsstürze, allenthalben im Thale auftretend, legen Zeugnis davon ab, wie wenig diese Steinmassen dem Zahn der Zeit und den Einflüssen der Witterung zu trotzen vermögen; stellenweise hängen abgerissene Blöcke nur noch lose mit

den Felsen verbunden, an den steilen Abhängen, und der Wanderer beschleunigt seine Schritte, es scheint, als wollten sie eben jetzt herabstürzen und ihn erdrücken. Größere und kleinere Höhlen zählt man zu Dutzenden. Manche derselben dienen den Bären, welche hier häufig vorkommen, als Wohnung, andere werden als Ställe benutzt. Nahe bei dem Landhaus Nawrusows besuchten wir eine solche Höhle, in welcher 10 000 Schafe Raum haben; sie hat bei einer Tiefe von 110 Schritt eine Breite von 6—10 Schritt und eine Höhe von 20—30 Fufs. Da und dort tragen die Felsen hoch oben spärliche Gruppen von Fichten, nur selten steigt der Wald bis zum Fluß herab. Wo das Thal sich etwas erweitert, erblicken wir sorgfältig gehegte Felder und Äcker. Auch die Kartoffel wird hier in einer Höhe von ca. 5000 Fufs über dem Meere angebaut. Großen Schaden richten die unzähligen Zieselmäuse an, welche durch ihre munteren Spiele und ihre schrillen Warnungspfeife die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In den Felsen nistet eine Masse von schwarzen Krähen mit rotem Schnabel und roten Füßen.

Da, wo die Baksanschlucht sich verengert, beginnt das Gebiet der Urusbiewer, eines Zweiges der Bergtataren, welche in einigen wenigen Aulen (im ganzen 400 Höfen) das Thal des oberen Baksan und die Schluchten seiner Zuflüsse bewohnen. Sie nennen sich selbst Tau-lu, d. i. Bergleute, und zerfallen in mehrere Gesellschaften: die Urusbiewer am Baksan, die Tschegemer am Tschegem, die Chulamer und Bisinger am Urwan und die Balkaren am Tscherek¹. Wir verweilten fast eine Woche inmitten dieser

¹ Die Bergtataren sind von ihren ursprünglichen Wohnsitzen in der Steppe durch die Kabardiner in die Berge gedrängt und auf solche Weise von allen Stammesverwandten, den Nogaizen, getrennt worden, von welchen wir noch kleine Niederlassungen am Selentschuk und an der Kuma vor-

Bergtataren und können im allgemeinen nur Gutes von denselben sagen; jedenfalls waren sie viel zuvorkommender und gastfreundlicher als die Kabardiner. Möglich ist freilich, daß wir diese Liebenswürdigkeit unseren Empfehlungen an die einflußreiche Familie der Fürsten Urusbiew zu verdanken hatten. Im ersten Aul Korchuschän (auch Gurchuschän) (4550' über dem Meer), wo wir nächtigten, war der Starschina sehr zuvorkommend; freilich strotzte das Innere der uns zum Nachtlager angewiesenen Herberge von Schmutz, aber es war sein bestes Zimmer, wenn man einen stallähnlichen Raum ohne Fenster mit diesem Namen bezeichnen kann. Schaffelle, Filzteppiche, alte Kleider, schmutzige Wolle und mit Schaffett gefüllte Schläuche, in chaotischem Durcheinander in den Ecken und an den Wänden aufgespeichert, erfüllten unsere Seelen mit bangen Ahnungen für die Nacht. Welchen Anfällen der verschiedensten Arten von Infanterie und Kavallerie wir dann in der Nacht ausgesetzt waren und was für Schätze wir andern Tages in unseren Kleidern mitgenommen, davon will ich lieber schweigen, um das Zartgefühl etwaiger Leserinnen nicht zu verletzen. Vom Marsche ermüdet, waren wir für jene Angriffe völlig passive Objekte, und wir merkten die ganze Bescherung erst später. Der Abschied von Korchuschän ist uns darum auch nicht sehr schwer geworden und jeder von uns trug an seinem Leibe mehr souvenirs de Korchuschän, als ihm lieb war. Von dem Aul, der inmitten üppigen Wiesengrundes am Bergabhänge an einem wilden Gebirgsbach gelegen ist, geniefsen wir den schönen Ausblick auf die Schneegipfel des Dschuguturli-Tschad, dem jener Bach entspringt. Hinter Korchuschän passieren wir auf einer

finden. Die Sprache der Tau-lu ist ein von der gewöhnlichen tatarischen Sprache wenig abweichender Dialekt.

kleinen Ebene neben dem Baksan jungen Fichtenwald, die Lichtungen sind mit einem kriechenden Wachholder bedeckt, welcher fast regelmässige Rondels bildet, in deren Mitte üppige Berberitzenstauden hoch emporschießen. Wiesen, Felder, Ackerland, kleine Wäldchen und Buschwerk begleiten den Pfad, auf dem wir, stellenweise bis an die Knöchel in feinem Quarzsande versinkend, wandeln. Die weissen Körnchen funkeln im Sonnenschein wie echte Diamanten. Oftmals führt der Weg an grossartigen Felsstürzen vorüber. Der von rechts in den Baksan fallende Tutusu hat an seiner Mündung ein ungeheures, wohl haus-hohes Gewirr von gewaltigen Kieseln und Steinen auf einer mehr als eine Quadratwerst haltenden Fläche aufgehäuft. Die Seitenthäler lassen uns einen Einblick thun in bewaldete Schluchten. Ein Gewitterregen überrascht uns, aber nirgends ein Haus oder eine Hütte, die uns Zuflucht gewährte; wir eilen darum weiter, um Urusbiew zu erreichen. Es ist von Korchuschan 25 Werst entfernt. Endlich erblicken wir es von weitem. Nach einer halben Stunde gelangen wir zur Brücke über den Baksan, welche uns in den vom schäumenden Gebirgsbach Kyrtschyk durchflossenen grossen Aul (ca. 60 Höfe) führt. Er liegt 5136' über dem Meer. Dort wohnt Nawrus Urusbiew, bei welchem Reisende stets gastfreundliches Unterkommen finden. Zwar war der Hausherr verreist, aber dennoch wies man uns seine Gastzimmer an. Wir glaubten uns in ein Landhaus in der Nähe einer grossen Stadt versetzt, so hübsch und sauber war alles eingerichtet. Die Wände sind mit Photographien aus den Umgebungen geschmückt, in der Ecke steht ein schwer beladener Bücherständer. Vor dem Haus ist ein Blumen- und Gemüsegarten. Hier haben viele berühmte Reisende ihr Absteigequartier genommen, auch der

bekannte Kenner des Kaukasus, Herr Douglas Freshfield, hat hier zum öfteren gewohnt. Der Ort ist für die interessanten Ausflüge in die östlichen Umgebungen des Elbrus ein vortreffliches Hauptquartier.

Der Aufenthalt in Korchuschan und Urusbiew ermöglichte es uns, mit den Tau-lu nähere Bekanntschaft zu machen. Die Häuser der Bergtataren unterscheiden sich wesentlich von denen der Kabardiner. Sie sind aus dicken Balken und großen Kieseln gebaut und haben in der Regel eine kleine Veranda. Das flache Dach stellt eine Art Tenne dar. Das Innere der Wohnung, in der sich an einer Wand eine Feuerstelle mit Schornstein befindet, aus dem eine Kette zur Befestigung des Kessels herabhängt, ist dunkel und unsauber. In Kleidung und Nahrung, in Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Tataren wenig von den Kabardinern. Die Frauen bedecken teilweise das Gesicht und sind überhaupt viel scheuer als in der Kabarda; man sieht auch hier viele hübsche Gesichter. Bei den Männern wird man vergebens nach einem ausgesprochenen Gesichtstypus forschen, einige erinnern an die Semiten, bei anderen legen die etwas schräge geschlitzten Augenöffnungen und vorstehenden Backenknochen den Gedanken an mongolische Abstammung nahe. Barthaar und Nägel werden hier nicht gefärbt wie bei den Tataren von Transkaukasien. Im allgemeinen haben die Bergtataren ein viel offeneres und angenehmeres Gesicht und fröhlicheren Sinn, als die Kabardiner, scheinen auch viel rechtlicher und zuverlässiger zu sein, als ihre Namensverwandten auf der anderen Seite des Kaukasus, welche sich durch ihre diebischen und räuberischen Neigungen auszeichnen. Der Bergtatare hat etwas Nobles an sich, ist ein gewandter Jäger und Reiter. Der Verkehr mit ihnen ist auch deshalb erleichtert, weil viele

derselben die russische Sprache wenigstens so weit kennen, daß man sich mit ihnen verständigen kann. Wenn sie etwas geldgierig erscheinen, so läßt sich das leicht dadurch erklären, daß reiche Ausländer, welche diese Gegend bereisten, sie mit hohen Preisen verwöhnt haben. Für Pferde, für welche wir drei Rubel (auf drei Tage) bezahlten, haben Engländer und Franzosen das Fünf- und Sechsfache geben müssen, weil sie nicht zu handeln verstanden. Vom Balkon des Hauses Urusbiew haben wir einen hübschen Blick in das enge, mit kräftigem Fichtenwald bewachsene Thal des Adyr-Su, nach Westen und Osten stellt sich uns das hier verbreiterte, wenig anziehende Thal des Baksan dar. Hinter uns steigen steile, ärmlich bewachsene Berge auf, aus denen der Kyrtschyk hervorbricht. Drei Werst oberhalb des Auls bildet dieser in einer engen Schlucht einen etwa 150 Fufs hohen Wasserfall, den wir noch am gleichen Tage besuchten.

Anderen Morgens ritten wir zu den Gletschern des Elbi bergan, bergab geht der Weg an kleinen Aulen vorbei, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Baksan. Die rechtsseitigen, nach Norden gerichteten Abhänge sind bewaldet, mancher Sturzbach kommt von den Schneekuppen in feinen silbernen Streifen über die Alpenwiesen und durch die Tannen und Birkenhaine herab. Ihre Wasser sind so weiß wie der Schnee, der sie nährt. Links tauchen beschneite Gipfel auf. Hier hat einst eine grausige Katastrophe stattgefunden; ein mächtiges Stück des Berges ist in das Thal herabgestürzt und hat gewaltige Blöcke weit über das Thal hinüber auf die gegenüberliegenden Abhänge gewälzt. Wir mochten etwa 15 Werst zurückgelegt haben, als uns ein Fichtenwald aufnahm. Hier machten wir Halt. In der Nähe befindet sich eine Brücke

über den Baksan. Aus einer bewaldeten, romantischen Thalschlucht kommt der Adil hervor; die hohen Gipfel der Fichten werden überragt durch den majestätischen Uschba¹, welcher sich hier in weniger grotesken Formen vom Horizonte abhebt, als vom swanetischen Latpari-Passe aus. In seiner Nähe liegen die schwierigen Pässe Jusengi und Gulsky. Das Bild dieser Alpenlandschaft ist zu schön, die Beleuchtung ganz vorzüglich, wir holen den photographischen Apparat hervor und fixieren den Anblick. Dann geht's weiter im Fichtenwald, in welchem der Sturm so manchen Riesen gefällt hat. Bald taucht der mächtige Gebirgsstock des Dongus-orun auf. In der Mitte ein gewaltiger Zuckerhut, auf der linken Flanke eine regelmäßige, breite Kuppe; blendend weiß erglänzt das Gebirge im frischen Schneegewand; die schmalen Gletscher steigen tief herab. Der Weg wird immer schwieriger. Granitblöcke und Kiesel von allen Gröfsen, mächtige vom Sturm gefällte Baumstämme, welche im Sturze die Nachbarn mit sich gerissen, bedecken den Boden, Bäume, welche das Wetter nur gebeugt, hängen gefahrdrohend über unserm Haupt, so dafs wir uns bis zum Sattel niederbücken müssen. Mühsam steuern wir unsere Pferde durch diesen Wirrwarr, alle paar Schritte müssen sie über Stämme klettern; endlich kommen wir in die Nähe des Asau-Gletschers; wir steigen ab und führen die Pferde am Zügel über die abscheulichen alten Moränen. Endlich hört der Wald auf, wir betreten eine Alpenwiese und erblicken links unten, nur einige hundert Schritte von uns das Ende des Gletschers, eine wohl an 100 Fufs hohe Eiskaskade, der der Asau (Baksan) entspringt. Hier ist das

¹ Der bekannte Kenner der kaukasischen Alpen, Herr Merzbacher, bezweifelt, dafs der Uschba von hier aus zu sehen ist, ich kann mich nur auf die Aussagen unserer Führer berufen.

Ziel unserer heutigen Reise. Bald lodert ein mächtiger Scheiterhaufen auf; die Führer schlachten das mitgebrachte Schaf, dessen Kopf nach Osten richtend. Nach frugalem Abendbrot legen wir uns auf dem vom starken Tau befeuchteten Grase, in unsere Burken gehüllt, zur Ruhe; eine kühle, sternenhelle Nacht senkte ihre Fittige auf uns nieder.

III.

Nach erquickendem Schläfe weckten uns die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Ein herrlicher Tag brach an. Mit frischen Kräften machten wir uns mit Alpenstöcken versehen auf den Weg zu einem der größten Wunder der Natur, zum Gletscher Asau. Wir steigen mehrere hundert Fufs hoch einen steilen, mit spärlicher Alpenflora¹ bedeckten Abhang hinan, klettern über alte und neue Moränen und stehen endlich auf der wohl 60 Fufs hohen Moräne auf dem linken Ufer des Gletschers. Unter uns liegt der majestätische Eisstrom. Es ist, als hätte ein mächtiges Zauberwort dem Strom, der mit furchtbarer Gewalt und in ungeheurer Mächtigkeit von den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln herabgestürzt, plötzlich geboten: „Stehe stille, bleibe wo du bist, ewig erstarrt und leblos!“ Und der Strom gehorchte; sein Ende erstarrte zur steilen Kaskade und seine Oberfläche hatte nicht einmal Zeit, sich zu glätten, auch die mächtigen Wellenberge sind in Eis verwandelt. Anstatt seine Wasser verheerend und verwüstend mit einemmal zu Thal zu senden und darnach ein kümmerliches Dasein zu fristen, dient der erstarrte Bergstrom nun als beständiger, nachhaltiger Wasserbehälter, langsam und allmählich sein Wasser abgebend und ersetzt den Abgang beständig wieder

¹ Leider war der seltene, hier vorkommende *Crocus Charojani* schon abgeblüht.

durch die von den Firnfeldern gespendete Nahrung. Das ist eine wunderbare Einrichtung des Schöpfers im Wasserhaushalte der Natur. Sollten wir den Gletscher betreten? Nichts Gutes verheissend gähnen uns die Spalten am Rande und in der Mitte entgegen. Aber es ist klares Wetter, wir können sie sehen und umgehen oder überspringen. Attempto! Wir wagen es. Ein steiler Abhang trennt uns noch von der weisslich schmutzigen Eismasse. Er ist mit Schutt, Sand und kleinen Steinen bedeckt. Aber der Fufs sinkt nicht ein, er gleitet aus, denn unter dünner Schichte ist krystallklares grünes Eis verborgen. Es ist ein gewaltiger Eiswall. Mit Hülfe des Alpenstocks gelangen wir langsam, ohne Unfall hinab und stehen nun auf der rauhen Oberfläche des Gletschers. Sie hat das Ansehen, als wären hier Schneehaufen zusammengeschaufelt worden und festgefroren, stellenweise ist die Fläche durch Auftauen und darüberhineselndes Wasser geglättet, so namentlich drüben auf dem rechten Ufer. Das Eis ist rau und porös, kleinere und gröfsere Bächlein, die nur fliefsen, so lange die Sonne scheint, haben Rinnsale gebildet, das klare Eiswasser gleitet mit grosfer Geschwindigkeit in denselben hin. Der Gletscher steigt mäfsig an, so dafs der Aufstieg ohne Mühe erfolgen kann. Eine Spalte thut sich vor uns auf, hier können wir so recht in das Herz des Gletschers hineinschauen. Dort hat das glasartige Eismeer grüne Farbe. In der Spalte ragen gezackte, dünne Eiswände empor und teilen dieselbe in kleinere Spalten. Wir suchen eine Stelle, wo der Rifs sich verengert und schreiten hinüber. Bald lenkt eine runde, cisternenartige Öffnung im Eise unsere Aufmerksamkeit auf sich, ein murmelnder Gletscherbach stürzt in dieselbe hinab. Sein Wasser zerstäubt im jähren Fall und spiegelt die Farben des Regenbogens wieder. Als ob es da

unten kochte, steigen Dämpfe empor. Wir stehen einer vor sogenannten Gletschermühle. Wir werfen einen Stein hinab und zählen acht, ehe sein Auffallen gehört wird. Der Stein muß sich aber unterwegs aufgehalten haben, denn die Mächtigkeit des Gletschers beträgt nach Messungen nicht mehr als 60 bis 80 Fufs. Jetzt sind wir an einer Längenspalte angelangt, welche weniger breit ist, als die Querspalten, und ein Bächlein in sich aufnimmt. Je höher wir steigen, desto reiner wird das Eis. Von Zeit zu Zeit wird es quer von eigentümlichen, schmalen, grünlichen Bändern durchzogen. Dort drüben lagert auf schlankem Fusse ein großer Stein, einige Fufs hoch über dem Eise. Es ist ein Gletschertisch, der Stein ist nach Süden geneigt; wo die Sonne ankommen kann, taut das Eis allmählich weg, nur was im Schatten steht, leistet ihr Widerstand. Die kleineren Steine haben sich alle ins Eis eingesenkt, sie erwärmen sich leichter als dieses. — Was sind das für kleine Schuttkegel, welche in Gruppen zusammenstehen und eine Höhe von drei bis zu zehn Fufs erreichen? Unter einer dünnen Schicht von Sand bergen sie Eis; der Schuttmantel hat das Eis vor Schmelzen bewahrt, während die schutfreie Fläche rings herum vom Sonnenbrand eingesunken ist. Der Gletscher taut jetzt auf seiner ganzen Oberfläche, die Sonne brennt heiß; aber sobald unser Fuß einen Augenblick verweilt, wird es uns kalt. Wir haben uns im Steigen erhitzt und müssen in beständiger Bewegung bleiben, um uns nicht zu erkälten. Die Luft ist ungemein trocken, denn das Eis saugt alle Feuchtigkeit in der Luft wie ein Schwamm auf. Wir werden vom Durst geplagt, den das Wasser der Gletscherbäche nicht zu löschen vermag. Von Leben ist wenig zu bemerken in der Gletscherwelt. Einige Schmetterlinge haben sich dahin verirrt und sind in der Nacht fest-

gefroren. Da liegen die Reste eines kleinen Vogels, den ein Raubvogel aufgezehrt hat. Die wenigen Überreste sind noch ganz frisch, denn auf dem Gletscher giebt es keine Verwesung. In einem kleinen Tümpel finden wir den sogenannten Gletscherfloh, welcher sich in schwarzen Massen auf dem Wasser herumtreibt. Aufs Trockene gebracht, fängt er an zu hüpfen. Weiter oben bemerken wir auf dem rechten Ufer des Gletschers, wo Felsen aufsteigen, eine etwa 10—15 Fufs hohe, am Felsen festgedrückte Sand- oder Schlamm-schicht mit kleinen Kieseln vermischt; um so viel ist der Gletscher in jüngster Zeit „gefallen“ und hat seinen Schleifapparat zurückgelassen. Wir mochten wohl drei Werst weit auf dem Gletscher aufwärts gegangen sein und beschlossen, da zu rasten, wo er sich in zwei Arme teilt. Der rechte Arm umschlingt die Pyramide des Choti-Tau, während der linke direkt vom Elbrus herabkommt. Dieser selbst ist von hier aus nicht zu sehen. Hier oben werden Stücke von vulkanischen Schlacken, Schwefel (welcher leicht brennt) immer häufiger und geben Zeugnis, daß der Elbrus ein feuerspeiender Berg gewesen. — Wir entschlossen uns jetzt, zurückzukehren, da wir heute noch zum Terskol reiten wollen. Nach 1½ Stunden sind wir wieder am Ende des Gletschers. Er ist in den letzten Jahren bedeutend zurückgegangen; die Fichten, die einst aus dem Eise hervorragten, sind jetzt mehrere hundert Schritte davon entfernt; ein mächtiger Schuttwall hat sich vor ihnen aufgeworfen.

Bei Sonnenuntergang gelangten wir zum Terskol, einem wasserreichen Gebirgsbach, welcher dem Terskolgletscher entspringt und mit dem Asau sich vereinigend, den Baksan bildet; auf seinem rechten Ufer stehen hohe, gezackte, fast kahle Basaltfelsen an, Ausläufer des Elbrus, während das linke Ufer in saftigen Alpenmatten allmählich zu hoch-

ragenden Felspartien ansteigt. Die Flora ist die gewöhnliche: die blaue niedrige Gentiane, die großblumige Betonie, der für die kaukasischen Alpenwiesen so charakteristische Germer mit seinen tiefdurchfurchten herzförmigen Blättern; alpine Geranien mit großen Lilablumen, einige abgeblühte Daphne und Rhododendron u. dergl. In kurzer Entfernung vom Gletscher am Fusse einer ehemaligen Endmoräne steht eine Fichtengruppe. Hier machen wir Halt. Ein prächtiges Panorama entzückt unser Auge. Vor uns wieder der Dongusorun und der Tscheget-Kara hinter hochstämmigem Fichtenwald aufsteigend, neben uns der schäumende Bach am Fusse hochaufstrebender Felswände brandend, links die grünen Alpenwiesen zu den schneeigen Gipfeln hinaufsteigend und, wenn wir uns umwenden, türmt sich, fast mit der Hand zu erreichen, die mächtige Eiskaskade des Terskol senkrecht auf. Sie ist von steilen Felsen eingefasst, auf welchen ein schwieriger Pfad auf den Gletscher hinaufführt. Dort bildet er ein großes Plateau, dem der Elbrus entsteigt. Die breite Kuppe desselben, mit frischem Schnee bedeckt, ist klar und deutlich zu sehen, kein Wölkchen, kein Nebel verwischt die scharfen Umrisse. Am Fusse des gewaltigen Riesen, der nach allen Seiten hin mit seinen ausgedehnten Firnfeldern Gletscher ersten Ranges nährt, legen wir uns zur Ruhe. Um diese Zeit kehrte ein Turjäger, welcher uns begleitet hatte, leider mit leeren Händen zurück. Er hatte tagsüber mit seinem Fernrohr zum öfteren nach den Turen ausgeschaut, hatte einige bemerkt und war ihnen nachgeschlichen, aber sie liessen ihn heute nicht zum Schufs kommen.

Um den Elbrus, bei den Eingebornen Mingi-tau, auch Oschchamacho genannt, windet sich ein bunter Kranz von Volkssagen. Er galt bis vor kurzer Zeit noch für unersteig-

bar. Hoch oben auf demselben ist eine Quelle, die Lebenswasser spendet; wer aus derselben trinkt, wird nimmermehr sterben. Leider konnte sie bis jetzt niemand auffinden. Wo soll auch in der Region des ewigen Eises und Schnees fließendes Wasser herkommen? Auch mit der Arche Noahs wird der Elbrus in Verbindung gebracht. Sie soll zuerst an diesem Berge stille gestanden sein. Aber der Elbrus wies sie stolz von sich und die Arche schwamm weiter zum Ararat und hat durch ihr Landen auf demselben den Namen des Berges für alle Zeiten verherrlicht. Als man vor nicht langer Zeit mitten auf dem Terskolgletscher im Eise ein dickes eichenes Brett mit Nägeln fand, waren viele überzeugt, daß dieses Stück von der Arche Noah verloren gegangen sei.

Am andern Morgen vor Sonnenaufgang erglänzten die Schneeberge im rosigen Schein. Aber nur kurze Zeit; bald zogen Nebel auf und der Elbrus hüllte sein erhabenes Haupt in dunkle Wolken, welche nichts Gutes verhießen. Da ein Gewitter zu erwarten war, mußten wir leider von der Besichtigung des Terskol Abstand nehmen. Die Pferde wurden darum gesattelt und wir ritten nach Urusbiew zurück, wo wir gerade noch rechtzeitig vor Ausbruch eines schweren Gewitters anlangten. Das in der Folge eintretende Regengewitter zerstörte unsere schönen Pläne. Wir wollten über den Balyk-Baschi, einen Ausläufer des Elbrus nach Nordost, von wo sich ein prächtiger Ausblick auf den ganzen mächtigen Gebirgsstock und seine Gletscher bietet, zu den Quellen der Malka und von da nach Kislowodsk reiten, um die berühmten Bäder am Fünfgebirge (Pjätigorsk, Kislowodsk, Schelesnowodsk, Essentuki) wenigstens flüchtig in Augenschein zu nehmen. So mußten wir mit wenigem zufrieden sein und waren im Herzen aufrichtig dankbar, daß uns

das Wetter wenigstens im Hochgebirge günstig gewesen. Auf dem gleichen Wege, den wir gekommen, kehrten wir zurück, diesmal nicht per pedes apostolorum, sondern zu Pferde. Am zweiten Tag waren wir abends bei der Eisenbahnstation Soldatskaja. Noch muß ich eines vorzüglichen Nachtlagers und der außerordentlich gastfreundlichen Aufnahme dankbar gedenken, welche wir bei dem Fürsten Hamsat Urusbiew, einem Junggesellen, fanden. Er hat sich beim Austritt des Baksan in die Ebene in schöner Lage am Fluß nach schweizerischem Muster eine Käserei angelegt, welche jährlich circa 200 Pud guten Schweizerkäse liefert. Der Käse findet (12 Rbl. pro Pud = 16,4 kg.) guten Absatz in Wladikawkas und Pjätigorsk. Auch treffliche Butter wird hier bereitet. Trotzdem, daß wir an diesem Tage 50 Werst in strömendem Regen geritten und recht müde waren, wirkte die freundliche Herberge neubelebend auf uns ein. Es fand sich eine Geige im Hause und als einer von der Gesellschaft Tänze aufzuspielen begann, fingen wir an zu tanzen:

Menuett, Galopp und Walzer,
Wer weiß, wie das geschah etc.

Es war der erste Ball in Hamsats Hause, leider ohne Damen, welche einige von uns mit mehr oder weniger Grazie ersetzten. Nach herrlicher Nachtruhe verabschiedeten wir uns von unserem liebenswürdigen Wirte. Zunächst war uns der Himmel hold, die Sonne, welche bei klarem Wetter hier in der Steppe unbarmherzig brennt, verbarg sich hinter Wolken. Aber am Nachmittag spielte uns Jupiter Pluvius, auf der letzten Strecke, die wir im offenen Wagen zurücklegten, noch übel mit. Drei schwere Gewitter zogen in Zeit von zwei Stunden über uns hin und durchnässten uns gründlich. Die ganze Steppe schwamm im Wasser, und

als wir an die Malka kamen, war die Brücke zwar noch da, aber tiefes Wasser bedeckte die Anfahrt zu derselben, und auf der andern Seite standen die Lichtungen des Waldes, welche die Richtung des Weges anzeigten, wohl $\frac{1}{2}$ Werst weit unter Wasser. Dennoch wagten die Kutscher die Überfahrt. Das Wasser reichte den Pferden bis an die Brust und der Boden des Wagens füllte sich mit Wasser an. Doch brachten die braven Pferde die wandelnden Aquarien noch zeitig zur Bahn. Eine halbe Stunde später entführte der Zug die aus der Sintflut glücklich gerettete Reisegesellschaft nach Wladikawkas.

II.

Hochzeitsgebräuche bei den Kabardinern.

Auf meiner Reise durch die Kabarda mußte ich die Wahrnehmung machen, daß dieser Stamm der Adyge oder Tscherkessen im Gegensatz zu den meisten kaukasischen Völkern dem Fremden gegenüber sehr abstoßend und ungestfreundlich sich benimmt, so daß es diesem sehr schwer, ja fast unmöglich wird, mit den Sitten und Gebräuchen des Volkes näher bekannt zu werden. Mit um so größerem Interesse begrüßte ich deshalb den Aufsatz eines geborenen Kabardiners im vierten Hefte der Ethnographischen Rundschau vom Jahre 1892, herausgegeben in Moskau, in welchem derselbe die Hochzeitsgebräuche seines Volkes ziemlich ausführlich beschreibt. Der Artikel folgt hier im Auszuge.

Die Kabardiner haben meistens nur eine Frau, es ist das ein durch das Herkommen geheiligter Brauch; nur wenige Kabardiner, welche früher in der Türkei gelebt, verletzen manchmal die allgemeine Sitte und halten sich mehrere Frauen.

Die Wahl der Braut ist jedermann freigestellt. Gewöhnlich hält der junge Mann selbst um die Braut an,

wobei er in der Person seines Vaters oder eines älteren Verwandten sich einen Gewährsmann wählt. Dieser erscheint im Hause der Braut und kündigt hier den Zweck seines Kommens an. Sogleich werden drei Männer zur Braut geschickt, einer als Gewährsmann der Braut, die zwei andern, um die Antwort der Braut zu bezeugen. Zurückgekehrt, kündigt der Gewährsmann an, daß das junge Mädchen sein Jawort gegeben. Jetzt wird der Mulla geholt und ihm der Wunsch der jungen Leute mitgeteilt. Dann wird über den Kalym, d. h. das Brautgeld, verhandelt, welches in der Regel in zwei Kühen, einem Pferd und zwei Ochsen besteht. Dieser Kalym ist eine Art Pfand für die Braut, welche im Falle der Scheidung denselben als Eigentum erhält. Nachdem dieses Geschäft abgemacht ist, steht der Mulla auf, vereinigt die Hände der beiden Gewährsmänner so, daß die Daumen nach oben zu liegen kommen, hält diese mit einer Hand fest und spricht dreimal folgende Worte: „Willst du, gemäß dem Befehle Gottes, daß sich das Geschlecht der Menschen mehre, und nach dem von dem Propheten Mohammed aufgestellten Gesetz, daß die Tochter des N. den Knecht Gottes N. N. heirate?“ Der Gewährsmann der Braut antwortet mit „Ja“, worauf der Mulla dem Gewährsmann des Bräutigams eine ähnliche Frage vorlegt. Nach dreimaliger Wiederholung der Fragen und deren Bejahung ruft der Mulla alle Anwesenden als Zeugen des Vertrags auf und liest einige Verse aus dem Koran, wobei er die innere Handfläche nach oben hält, welchem Beispiele die Anwesenden folgen. Bei dem Worte „Amen“ fahren alle mit den Händen über das Gesicht. Damit endigt das „nakech“, d. i. die Freieung, nach welcher die Braut das Eigentum des Bräutigams wird. Zum Schluß wird ein Schaf geopfert und von den Anwesenden verzehrt.

Dann wird noch die Zeit bestimmt, wann der Kalym ausbezahlt werden und der Bräutigam die Braut abholen soll.

Nach etwa zwei Monaten holen einige Abgesandte des Vaters der Braut den Kalym ab und einige Zeit später beginnen im Hause des Bräutigams die Vorbereitungen zur Hochzeit: die Frauen brauen die Busa (eine Art Bier), bereiten verschiedenes Gebäck und Süßigkeiten etc. Am Vorabende des Tages, an dem die Braut abgeholt werden soll, reiten die Männer durch den Aul und laden auf den Abend zum Schmause ein. Bei diesem Schmause legen die Gäste Geld zusammen zur Miete eines Wagens für die Braut, zum Ankauf des Brautschleiers u. dergl.. Am nächsten Tage rüstet man sich, die Braut einzuholen. Es wird ein Anführer aus den alten Männern gewählt, dann setzen sich die jungen Leute in voller Bewaffnung zu Pferd und machen sich, nachdem sie noch einen Trunk gethan, auf den Weg. Im Wagen sitzt ein junges Mädchen, die Brautjungfer, welche der Braut in allen Dingen behülflich sein muß. Der Bräutigam bleibt zurück und begiebt sich in das Haus eines seiner Kameraden, wo er mit der größten Freundlichkeit aufgenommen wird.

Im Aul der Braut angekommen, fährt der Wagen vor ihrem Hause vor. Der Vater der Braut geht den Gästen entgegen. Die Brautjungfer wird in die Weiberabteilung des Hauses geführt, ihr Gefolge quartiert sich in den anderen Gemächern und bei Bekannten ein und wird reichlich bewirtet. Abends finden Tänze mit den jungen Mädchen des Dorfes statt. Um Mitternacht legt sich alles zur Ruhe.

In dieser Nacht verabschiedet sich die Braut von ihren Verwandten und Bekannten. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück beginnt das Trinkgelage. Etwa um 10 Uhr besteigen alle die Pferde und der Wagen fährt vor. Ein aus-

erwählter Bursche begiebt sich in das Zimmer der Braut, welche dort sitzt, ganz in einen langen Schleier verhüllt. Er tritt auf sie zu und faßt sie bei der Hand, sie steht mit Hülfe einer Frau auf, der Bursche schenkt dieser Frau einiges Geld und verläßt das Zimmer. Dann wird der Koffer der Braut in den Wagen gebracht; in demselben sind allerlei Geschenke, wie mit Gold und Silber gestickte Tabaksbeutel, Überzüge, Bänder, Schuhwerk und weibliche Kleider verpackt. Der Anzug der Braut unterscheidet sich von dem gewöhnlichen durch ein hohes mit Silber- und Goldlitzen benährtes Barett, durch rote leichte Schuhe, welche in schemelartigen türkischen Holzschuhen stecken, so daß die Braut ohne Hülfe nicht aufstehen kann. Die Haare werden in einen Zopf zusammengeflochten, von welchem ein weißes, ebenfalls geflochtenes Band bis zur Erde herabreicht. Im übrigen ist das Kostüm das gewöhnliche, nur aus etwas kostbarerem Stoff genäht. Dazu ist die Figur noch in einen langen seidenen Shawl von Kopf bis zu Fuß eingehüllt. Sind ihre sieben Sachen eingepackt, so wird die Braut von zwei Frauen zum Wagen geführt und hineingesetzt. Neben ihr nimmt die oben erwähnte Brautjungfer Platz, dann setzt sich der Zug in Bewegung; die jungen Leute des Auls geben das Geleite. Vor dem Aul hält der Zug. Die Reiter steigen von den Pferden, es wird ein Imbiss und die Busa (Bier) herungereicht. So thut man sich etwa eine Stunde lang gütlich. Dann nimmt man Abschied und besteigt wiederum die Pferde. Die jungen Männer des Auls suchen beim Abschied den Gästen die Mützen vom Kopfe zu nehmen und damit zu entwischen. So entsteht ein förmliches Wettrennen und mancher muß seine Mütze im Stich lassen. Unterdessen fährt der Wagen mit einer kleinen Eskorte weiter.

Bei der Einfahrt in den Aul des Bräutigams wird ein Hochzeitslied angestimmt und es beginnt wiederum ein Wettrennen um die Mützen, welche jetzt zu Boden geworfen werden und als Ziel für Flinten- und Pistolenschüsse dienen. Vor dem Haus des Bräutigams hält der Wagen und die Braut wird wiederum von zwei Frauen in die weibliche Hälfte geführt; während dieser Zeit dröhnt der Hof von Gewehrschüssen wieder. Die Braut wird auf eine „Tachte“, eine lange, breite Bank, mit einem Teppich bedeckt, gestellt, und ein auserwähltes Mädchen nimmt ihr den Schleier ab, welchen dieses zum Lohn für seine Mühe erhält.

Unterdessen werden die Reiter draussen mit Bier bewirtet. Schon hat sich auch die Dorfjugend versammelt und, mit langen Stangen bewaffnet, einen Platz besetzt, wo die Reiter schwer ankommen können. Diese greifen mit ihren Peitschen an und das Fußvolk sucht sie mit den Stangen aus dem Sattel zu heben. So wird etwa eine Stunde lang gekämpft. An der Thüre des Hauses stehen ebenfalls einige junge Männer mit Stangen, um die Reiter abzuhalten, deren Hauptziel darin besteht, irgendwie in das Haus einzureiten; sie setzen über die Umzäunung oder zerstören sie, und dem und jenem Reiter gelingt es, in das Haus einzubrechen. Dort wird er mit Bier bewirtet. Dann reitet er wieder heraus und erklärt, daß das Ziel erreicht sei. Damit endigt der Kampf, die Reiter steigen ab, das Fußvolk wirft die Stangen weg, und nun eilt die ganze Jugend auf den Hof, wo der Tanz mit den jungen Mädchen beginnt. Um Mittag kommen alle ins Haus, um den Eltern des Bräutigams zu gratulieren. Alle werden bewirtet. Am Abend beginnen von neuem Tänze und dauern bis Mitternacht. Dasselbe wird mehrere Tage hintereinander wiederholt.

Während dieser ganzen Zeit hat sich der Bräutigam

im Hause eines Kameraden versteckt, dort wird er mehr geehrt als der Sohn des Hauses, das ganze Haus steht zu seiner Verfügung und die Hauswirte sind gewissermaßen seine Eltern. Er nennt sich selbst für diese Zeit „kan“, d. i. Pflegekind. Dieser Brauch wird sehr heilig gehalten. Aus diesem Hause wird dem Bräutigam ein „schazo-kot“, d. i. Geleitsmann ernannt, in der Regel in Person eines gleichaltrigen Sohnes oder nahen Verwandten; seine Pflicht ist es, dem „Kan“ in allem behülflich zu sein, ihn bei Zeiten schlafen zu legen und zu wecken, sowie den Aufenthalt des Bräutigams geheim zu halten, damit dieser nicht zufällig mit einem der älteren Männer zusammenstöße, vor welchen sich der Bräutigam bis zur „Versöhnung“ verstecken muß. Hat der Geleitsmann den Bräutigam schlafen gelegt, so muß er die ganze Nacht auf dem Hofe wachen und darf sich nicht weit vom Schlafzimmer entfernen; den Tag über hat er die Pflicht, den Bräutigam zu unterhalten. Dieser Geleitsmann ist dann für die junge Frau eine Art Bruder, vor welchem sie sich in keinerlei Weise geniert. Den Tag über reitet der Bräutigam mit seinem Geleitsmann auf den Fermen und Sennhütten umher, wo er auf die leiseste Andeutung seines Freundes allerlei Geschenke erhält, z. B. ein Schaf, ein Kalb oder sogar einen Stier oder ein Pferd. Diese Geschenke heißen kabardinisch „schaga“, was so viel bedeutet, als „zum Braten“. Wenn der Bräutigam einige Schafe zusammengebracht hat, so schickt er eines nach Haus, die andern seinen Verwandten und behält nur eines für seine Wirte. Abends kommen die Kameraden zum Bräutigam und beglückwünschen ihn. Mit Bier, Gesang und Gesprächen wird die Zeit verkürzt. Nachdem um Mitternacht die Gäste sich zerstreut, führt der Geleitsmann den Bräutigam in dessen Haus. Sobald er erfahren, daß

bei der Braut sich außer der Brautschwester niemand befinde, führt er den Bräutigam ins Brautgemach, welches die Brautschwester alsbald verläßt. Der Geleitsmann begiebt sich dann auch auf den Hof, um dort Wache zu halten. Mit Anbruch des Tages weckt er den Bräutigam, welcher beim Weggehen das der Braut weggenommene Korsett mitnimmt und seinem Geleitsmann übergiebt. Bei der jungen Frau tritt wieder die Brautschwester ein.

Die ersten drei Nächte ist der junge Mann verpflichtet, die Braut auszukleiden. Er muß von der stehenden Braut zuerst den Shawl abnehmen, dann das Barett und den Kopfputz, sowie die Oberkleider; hernach setzt er sie auf eine Bank und zieht ihr die Schuhe aus. Das Wichtigste ist, daß das Korsett unversehrt abgenommen wird. Dieses Korsett tragen alle jungen Mädchen bis zu ihrer Verheirathung, es wird in der Regel aus rotem Saffian genäht und liegt sehr eng an. Vorn sind zwei Saffianträger angenäht, welche über die Schultern geworfen und dort durch Haken mit dem hinterseitigen Teil des Korsetts in Verbindung gebracht werden. Es geschieht das, damit das Korsett nicht nach unten rutsche. Die Vorderseite wird mit einer Schnur zugenestelt, deren Ende sorgfältig versteckt ist. Manche Mädchen verstecken, wenn sie heiraten, dieses Ende absichtlich so weit, daß es nur schwer gefunden werden kann; und doch kann das Korsett nicht abgenommen werden, ehe dasselbe gefunden wird. Geschnitten und gerissen darf nicht werden, denn der Geleitsmann des Bräutigams schenkt das Korsett nach der Brautnacht seiner Schwester oder einer Bekannten, und wenn die Schnur in irgend einer Weise die Spuren einer Verletzung zeigt, so braucht der Bräutigam für Spott nicht zu sorgen. Die junge Frau darf in den

ersten drei Nächten kein Wort mit dem Manne sprechen. In der vierten Nacht wälzt sich der junge Mann angekleidet auf seinem Bette, als dächte er nicht daran, sich schlafen zu legen. Jetzt hat die junge Frau die Pflicht, ihn auszukleiden; in dieser Nacht darf sie auch zum erstenmale mit dem Manne sprechen. —

Nach einer Woche findet das sogenannte „uneische“, d. i. die Einführung der jungen Frau ins Haus statt. Bis dahin hat sie in ihrer Hälfte gewohnt, jetzt wird sie in die Wohnstube des Hauswirts und der Hauswirtin eingeführt. Zu dieser Feierlichkeit versammelt sich die Dorfjugend; es wird ein Schaf geschlachtet und das Fell auf die Schwelle gelegt, über welche die junge Frau schreiten muß. Unter grossem Geschrei, Schiessen und Gesang wird diese von zwei Frauen geführt, sie ist in einen Shawl gehüllt und geht auf einer Art Stelzen, weshalb sie sehr hoch erscheint. Von Zeit zu Zeit hält der Zug still und die Mädchen führen einen Tanz auf. Wenn die junge Frau ins Haus kommt, wird sie an die Wand gestellt und die Hülle fortgenommen. Dann legt ihr eine der Frauen mit dem Finger etwas Süßes in den Mund, damit das Haus und das neue Leben, welches sie jetzt beginnt, ihr süß erscheinen. Diese Süßigkeit heisst „urzetl“ und besteht aus einer Mischung von Schaffett oder Butter mit Honig. Hierauf wird das Gefäß mit der Süßigkeit den Dorfjungen abgegeben, welche sich bei dieser Gelegenheit natürlich raufen und die Schüssel zerbrechen.

In dem Hause, wo die junge Frau steht, befindet sich um diese Zeit kein einziger Mann, deshalb wird für die älteren Frauen eine große Schale mit Bier aufgegeben. Nachdem sie diese ausgetrunken, stimmen die Frauen, um die Neuvermählte zu ergötzen, Lieder an; einige von ihnen

fangen an, zu tanzen. Bald ertönt auf dem Hof der Hochzeitsgesang: O — Ridale, und man führt die junge Frau aus dem Hause heraus. Dabei wirft ein junger Bursch, welcher auf dem Dache steht, Konfekt, Nüsse und allerlei Backwerk unter das Volk, welches sich um die hingeworfenen Herrlichkeiten balgt. Unterdessen ist die Neuvermählte in ihre Wohnung eingetreten und alles schweigt. Jetzt beginnt das Schmausen, Trinken und Tanzen erst recht und dauert bis zum späten Abend fort.

Wieder vergehen einige Tage und dann erst erfolgt die „Versöhnung“ des jungen Ehemanns mit seinen Hausgenossen; gewöhnlich am Abend. Zu dieser Feier versammeln sich im Hause die jungen Mädchen und unterhalten sich mit Tänzchen. Die jungen Leute dagegen begeben sich nach einem Trinkgelage in dasjenige Haus, wo der junge Ehemann sich versteckt hat. Nach einer Ansprache an die Hauswirte und der Danksagung für die freundliche Aufnahme des „Pflugesohns“ nehmen die Kameraden diesen mit sich. Der „Pflugesohn“ läßt als Zeichen seiner Dankbarkeit einen Ochsen oder ein Pferd zurück. Unter Gesang und Flintenschüssen wird der junge Ehemann in sein Haus geleitet. Dort hat man unterdessen einige Schafe geschlachtet und eine Menge Bier zubereitet; ein Teil des letzteren wird in eine große Schale und einen Krug abgegossen und mit Honig versüßt, außerdem wird ein besonderer Imbiss auf die Seite gestellt. Letzteres ist für den jungen Hausherrn bestimmt. An den Wänden des Zimmers haben sich die älteren Männer aufgestellt; in einem Winkel stehen die jungen Mädchen, in einem andern die Eltern des jungen Manns und ein auserwählter Greis, eine Schale Bier in der Hand haltend. Der Neuvermählte hat mit seinen Kameraden vor der Hausthüre sich aufgestellt. Jetzt ruft der Greis

mit lauter Stimme: „Lieber Sohn, du hast uns das gegeben, was wir bisher vermifsten. Du glaubtest ein Unrecht begangen zu haben und hast dich vor uns versteckt. Aber dem ist nicht so. Du hast uns vielmehr eine große Freude bereitet, so empfangen denn zum Lohne diesen Trank! Komm, versöhne dich und trinke ihn aus!“ Alle stehen in gespannter Erwartung. Jetzt tritt der junge Mann ein, nimmt aus der Hand des Alten das Bier und übergibt es seinem Geleitsmann, verläßt aber sogleich wieder das Zimmer, um auf dem Hofe mit seinen Kameraden sich an dem nachgetragenen Bier und dem Imbifs zu laben. Hierauf geht er schlafen, während seine Kameraden bis zum frühen Morgen das Gelage fortsetzen.

Der nächste Tag beginnt wieder mit einem Trinkgelage. Etwa um 10 Uhr morgens werden an eine Arba zwei Stiere eingespannt und man fährt im Dorfe herum, um Hühner einzusammeln. Junge Leute, mit Stöcken bewaffnet, begleiten den Wagen. Jede Familie, vor deren Haus derselbe anhält, ist verpflichtet, ein Huhn oder anderes Geflügel zu schenken. Zum Abend kehrt der Wagen mit Hühnern beladen zurück. Diese Hühner werden gekocht und gebraten, und am nächsten Tag versammeln sich die jungen Mädchen, die Frauen und alten Weiber zum weiblichen Hochzeitsmahl. Die Mädchen führen den jungen Ehemann wiederum vor seine Mutter, welche ihm eine Schale mit Bier reicht, worauf er sich auf eine Bank niedersetzt. Damit ist die eigentliche Versöhnung vollzogen.

Aber noch nimmt die Feier und das Trinken kein Ende. Nach zwei Tagen findet im Hause des Neuvermählten das sogenannte „schinak-gagerös“, d. i. das Drehen einer hölzernen Schüssel mit einer Handhabe statt. Dazu versammeln sich die jungen Leute des Dorfs und bilden kleine

Kreise, in deren Mitte je eine mit Bier angefüllte Schale mit einer Handhabe gestellt wird. Dann beginnt man, die Schale zu drehen, und derjenige, bei welchem die Handhabe stehen bleibt, muß die Schale austrinken, worauf sie wieder angefüllt wird und das Spiel von neuem beginnt. Erst, wenn der ganze Biervorrat erschöpft ist, geht man nach Hause.

Am Abend kommen die Greise des Auls zu den jungen Eheleuten; in einem Winkel sitzen einige junge Mädchen, an der Thüre stehen einige junge Männer, um die Alten zu bedienen. Im Zimmer sitzt auch der Pschinato, d. i. der Geiger, mit seinem zweisaitigen Instrument. Wiederum bewirbt die junge Frau die Gäste mit Bier. Dann beginnt der Geiger sein Spiel; ein junger Bursche tritt auf und tanzt, worauf er sich ehrerbietig einem der Alten nähert, seine Mütze abnimmt und denselben zum Tanze auffordert. Dieser folgt der Aufforderung und ladet seinerseits einen anderen Alten ein, den Tanz fortzusetzen. Nachdem alle getanzt, werden auch der Wirt und die Wirtin aufgefordert, diese aber suchen sich durch eine oder zwei Schalen Bier, welche sie austrinken, loszukaufen.

An diesem Tage spielt der „Geguako“, der fahrende Sänger, eine große Rolle. Solche fahrende Sänger hatten in der alten Kabarda einst große Bedeutung. Sie waren eine Art Troubadours und dichteten allerlei Heldengedichte. Von Ort zu Ort wandernd, waren sie bei allen Festen gern gesehene Gäste. Den Gesang begleiteten sie mit der zweisaitigen kabardinischen Geige. Sie waren beim Volk sehr geehrt und genossen für ihre Gesänge große Freiheit. In der Gegenwart sind die „Geguako“ die einzigen Kenner der historischen Heldengesänge der Kabardiner, sowie die Gelegenheitsdichter bei Hochzeiten und anderen Festlich-

keiten, auch dichten sie allerlei humoristische und satirische Gedichte auf einzelne Personen.

Auch hier dichtet der „Geguako“, wenn ihm die Schale mit Bier gereicht wird, eine Menge von Glückwünschen, welche die Anwesenden mit „Amen“ beantworten. Bald läßt er seiner Phantasie freien Lauf und erlaubt sich eine Menge von Scherzen von nicht immer sehr anständigem Inhalt, notabene, wenn keine Frauen zugegen, vor Mädchen dagegen geniert er sich in keinerlei Weise. Ich versuche zum Schlufs einige dieser Glückwünsche in möglichst wörtlicher Übersetzung wiederzugeben.

1.

Gebe Gott, dafs diese kleine Schwiegertochter
Mit glücklichem Fusse ihr Haus verlasse und ins neue eintrete,
Möge sie uns Glück bringen und ihr Haus und das Dorf bereichern;
Gebe Gott, dafs die Hergebrachte mit dem sie Bringenden
Sich vereinige, wie das Haar mit dem Honig;
Schicke es Gott, dafs sie Knaben gebäre,
Die da lange leben;
Dafs, was sie näht, sich niemals auftrenne;
Dafs sie lustig sei, wie die Ziege,
Sanft wie das Schaf, fruchtbar wie das Huhn,
Freigebig wie die Erde, und dafs ihr Herz
Vor Liebe brenne, wie ein Feuer;
Das schicke uns Gott!

2.

Dem, den wir jetzt beglückwünschen,
Wünschen wir Ruhm,
Seinen Kindern langes Leben
Und dafs sie seien brave Verteidiger des Vaterlands,
Dafs man ihren Ruhm besinge 9000 Jahre lang.

3.

(Zur Schale mit Bier gefüllt):

Das ist das Gold des tchagalet (Gott des Ackerbaues);
Mit dem Pflug ist es erworben
Und dem Schweisse unserer Stiere;
Mit diesem Gold wünschen wir Glück,
Aber andre füttern damit die Pferde.

C. Hahn, Kaukas. Reisen.



4.

Wenn der Frühling kommt
Und die Krähe kräht
Und die Vögel ihre Nester bauen
Und die Ackersleute hinausgehen
Und auf dem Felde sich zerstreuen,
Dann gebe Gott der Erde seinen Segen
Und lasse die Hirse gedeihen!
Schenke uns reichlich Regen und eine solche Ernte,
Dafs die Halme dem Reiter
Bis an die hochgeschnallten Bügel reichen
Und dem Fufsgänger höher als die erhobene Hand,
Mit Ähren so schwer
Wie die Armschienen des Panzers;
Dafs das Korn schwer in der Scheune liege,
Dafs es die Ecken der Scheune auseinanderdrücke,
Dafs von einer Garbe ein ganzer Kasten sich mit Körnern fülle,
Dafs unter der Schwere des Kornes die Arben brechen:
Das gieb uns Gott!

5.

Gott schicke dem jungen Paar
Zehn Fuhren Salz alle Jahr
Und achtzig Fuhren Hirse.
Dem jungen Paar und dem ganzen Dorf
Verleihe Gott, in Fülle zu leben,
Dafs in jedem Hause neun Kasten stehen
So voll, dafs die Körner über den Rand fallen
Und dafs das, was herausfällt,
Ausreiche, um Bier zu bereiten.

6.

Die Abhänge der Berge
Sollen ihre Tabune (Pferdeherden) bedecken,
Die Thäler voll sein von ihren Herden;
Was sich von der Herde verirrt,
Mag dem Wanderer zur Speise dienen,
Und auch für uns möge immer ein Braten sich finden.
Gott gebe euch also zu leben!

7.

Sie mögen grofse Herden haben der Fettschwänze,
Schwarzer und grauer Schafe mit dicker Wolle!
Mögen die Schafe nur weibliche Tiere gebären
Und jedesmal Zwillinge,

Mögen viele Hundert vor Fett hinter der Herde zurückbleiben,
Damit man sie schlachte für solche festliche Tage,
Damit es für tausend Jahre zum „kur man“ (Opfer) reiche:
Schicke ihnen das, Gott!

8.

Den Neidern dieses Hauses
Gebe Gott, in schlechten Kleidern zu gehen
Mit unbedecktem Haupte.
Das Feld soll ihnen nichts tragen
Und sie selbst sollen häßlich sein;
Unter ihren Hütten sollen Frösche hausen,
Ihre Kinder sollen Bettler sein.
Mögen sie austrocknen wie eine Rofshaut,
Mögen ihnen die Augen auslaufen
Wie einem blinden Pferde;
Mögen sie im Sommer ohne Milch sein
Und im Winter ohne Pelz,
Und nach dem Tode in der Hölle!

Nach solchen und ähnlichen Glückwünschen rufen die Anwesenden jedesmal „Amen!“ und die Schale mit Bier geht im Kreise herum, bis sich die Gäste entfernen. Dann öffnen die Wirte in Gegenwart einiger verwandter Frauen den Koffer der Braut und verteilen die mitgebrachten Geschenke.

III.

Eine Reise in das Quellengebiet des Kuban (Juni 1892).

I.

Die im Vergleich zur Breite unverhältnismäßig aus-
gestreckte Längsachse des kaukasischen Gebirges bringt
es mit sich, daß die Reiseziele in den Bergen in der Regel
weit von den großen Mittelpunkten des Verkehrs entfernt
sind. Der Reisende, welcher eine Tour ins Hochgebirge
ausführen will, hat daher meist große Strecken mit der
Bahn oder Post zurückzulegen, wenn er nicht allzu viel Zeit
verlieren will, um dem eigentlichen Ziel näher zu kommen.
Dafür aber wird er für die Kosten, welche ihm die An-
näherung an sein Objekt verursacht und für das Rütteln
und Schütteln auf den Post- und Bahnfahrzeugen stets reich-
lich belohnt, denn jede Reise in den Kaukasus thut ihm
neue Wunder auf. Man mag im Kaukasus noch soviel ge-
reist sein, wie man will, jede neue Tour bietet des Neuen
und Interessanten immer noch sehr viel, dafür bürgt die
unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der kaukasischen Land-
schaften und ihrer Bewohner. Der Kaukasus ist dem Ka-
leidoskop zu vergleichen, welches bei jeder kleinen Wendung
dem Auge neue farbenreiche Bilder darbietet.

Die Marschroute, welche ich mir mit meinen drei Gefährten für diesen Sommer festgesetzt hatte, war Tiflis-Wladikawkas, dann per Bahn nach Newinnomyfskaja, den Kuban und die Teberda hinauf zum Kluchorpafs; von dort den Klytsch und Kodor hinunter bis Olginskaja (bei Suchum) in Abchasien, von wo aus wir Sugdidi erreichen und mit der Eisenbahn nach Tiflis zurückkehren wollten. Der Plan war herrlich ausgedacht, aber die Natur der Hochgebirgswelt ist unberechenbar und legt dem Reisenden oft unerwartet Schwierigkeiten in den Weg, an welchen seine schönen Dispositionen scheitern. So ging es auch uns. Wir mußten am Kluchorpafs umkehren, entschädigten uns aber dafür durch eine Tour ins Herz von Karatschai, nach Utschkulan und auf den Kukurtli-Gletscher, der den Kukurtli-kol zum Chursuk, einem der Hauptquellflüsse des Kuban, sendet. Diese Tour bot um so größeres Interesse, als besagtes Gebiet noch sehr wenig von Europäern besucht worden.

Der Kuban¹, welcher dem Kubangebiet den Namen giebt, nimmt in seinem Oberlauf, wollen wir sagen bis unterhalb Batalpaschinsk, wo er in die Ebene tritt und schon bedeutende Neigung verrät, seinen bis dahin hauptsächlich nach Norden gerichteten Lauf nach Nordwesten zu lenken, unser volles Interesse in Anspruch durch das bunte Gemenge der Völker, welche seine Ufer bewohnen, sowie durch die Schätze, welche die gütige Mutter Natur in freigebigster Weise hier fast allenthalben ausgestreut hat. Mitten in das von den Kubankosaken bewohnte Gebiet ist

¹ Kuban ist im Russischen weiblichen Geschlechts; es widerspricht aber meinem Gefühl, „die Kuban“ zu schreiben. Das Wort bedeutet „Fluß“. Als Kuriosum sei erwähnt, daß ein kaukasischer Forscher allen Ernstes in dem Namen ein deutsches Wort erblicken wollte, zusammengesetzt aus Kuh und Bahn.

bei Batalpaschinsk¹ ein ca. 150 Quadratwerst enthaltendes, vom „Kleinen Selentschuk“ durchflossenes Oblongum zwischen dem Kuban und dem „Großen Selentschuk“ eingesprengt, wo in kleineren Partien West-Adyge und Kabardiner (Kabartai), Bergtataren, Nogaier, Abasiner², Deutsche und Juden wohnen. Weiter oben haben wir noch kleine Parzellen von Osseten und Griechen; von Chumara aber südlich bis zu dem Fulse des Hauptkammes und dem demselben vorgelegerten mächtigen Gebirgsstock des Elbrus liegt das Gebiet von Karatschai, im Osten von der Teberda, im Westen von der „Großen Kabarda“ und den Vorbergen des Elbrus begrenzt. So bietet der Kuban ein in ethnographischer Beziehung ungemein interessantes Terrain; auch für den Archäologen eröffnet sich durch die Unzahl von Kurganen und die Ruinen einstiger menschlicher Wohnstätten ein ergiebiges Feld der Forschung. Was andererseits die Naturschätze anlangt, so weisen wir hin auf die ungeheueren Massen von Glaubersalz, welche in zwei großen Seen 10—12 Werst östlich von Batalpaschinsk aufgespeichert sind und gegenwärtig leider nicht exploitiert werden, auf den feuerfesten Thon, welcher an verschiedenen Stellen gefunden wird, auf den brennbaren Kalk, auf die weitausgedehnten Steinkohlenlager, auf die Blei- und Silber-, Kupfer- und Manganerze, welche in den über dem Thal sich erhebenden Felsen enthalten sind, während die prächtigen Thalabhänge und Schluchten ungeheuren Holzreichtum bergen und dem Jäger reichliche Beute an allerlei Groß- und Kleinwild versprechen,

¹ Batalpaschinsk liegt etwa in der Mitte der östlichen Langseite des Oblongums.

² Zu den Tscherkessen zählen die West-Adyge und Kabardiner, zu den Asega (abchasischer Stamm) die Abasiner (auch Baschog oder Altikissen genannt), zum türkischen Stamm die Nogaier.

die saftiggrünen Wiesen den Pferde-, Vieh- und Schafherden reichliches Futter gewähren und die Flüsse und Bäche mit ihren schmackhaften Forellen den Anwohnern ein wichtiges Nahrungsmittel abgeben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen treten wir die Reise von der Eisenbahnstation Newinnomyfskaja (800 Fufs über dem Meer) an. In der unbegrenzten Ebene steigen nach Süden, wohin wir uns wenden, kleine Hügelketten an, bedeckt mit Fruchtfeldern und futterreichen Wiesen. Die große Stanitza gleichen Namens, in einiger Entfernung von der Station am Kuban liegend, bleibt rechts. Nachdem wir die Hügelkette überstiegen, breitet sich wieder eine fruchtbare weite Ebene vor uns aus, auf welcher zahlreiche Herden weiden. Besondere Aufmerksamkeit schenken wir den Herden der Merinoschafe, die hier allgemein gehalten werden. Sie haben Schmutzfarbe, als wären sie mit Ruß beschmiert, stehen sehr hoch im Preis und werden, weniger wegen des Fleisches und Fettes, als wegen ihrer feinen Wolle geschätzt (ein Schaf giebt 10 und mehr Pfund Wolle; das Pud wird für 12—15 Rubel verkauft). Eine Menge von Grabhügeln verschiedener Größe unterbricht die Einförmigkeit der Ebene. Nach 2¹/₂stündiger Fahrt sind wir in der Stanitza Bjelomedschetskaja, welche ihren Namen wohl einer weissen, weithin sichtbaren Moschee verdankt, welche einstmals hier gestanden haben mag. Über die Stanitzen des Kubanheeres soll hier bemerkt werden, daß sie meist jüngeren Ursprungs sind. Die ersten Ansiedelungen donischer Kosaken im Kubangebiet gehen zurück auf das Ende des vorigen Jahrhunderts und sind jetzt gerade hundert Jahre alt. Die Geschichte der Ansiedelungen und Übersiedelungen der Kubankosaken ist sehr lang und verwickelt und steht naturgemäfs im engsten Zusammenhang

mit dem Fortschritt der russischen Waffen im Kampfe mit den Bergvölkern. Die letzteren mußten sich, nachdem ihnen durch die Eroberung Anapas durch die Russen im Jahre 1828 der von den Türken gebotene Rückhalt genommen war, bald den Feldherren des Zaren unterwerfen. — Die Stanitzen stellen, ursprünglich für Verteidigungszwecke angelegt, meist ein regelmäßiges Viereck dar, das einst mit einem Graben und Wall umgeben war, von welchem Kanonen drohend in das Land hinaus schauten. Das äußere Ansehen ist größtenteils ein recht ärmliches, elende, aus ungebrannten Ziegeln gebaute Hütten mit Strohdach, nur selten bessere, mit Eisenblech bedeckte Holzhäuser. Die einzelnen Gehöfte sind durch Flechtwerk abgesondert¹; Straßsen und Höfe sehr schmutzig gehalten, was in Verbindung mit den in der Nähe fast aller Stanitzen befindlichen stehenden Wassern, oftmals von der Ausdehnung eines kleinen Sees, der Gesundheit von Menschen und Tieren nicht zuträglich sein kann. Aus diesem Grunde ist es nicht zu verwundern, daß epidemische Krankheiten hier oftmals einkehren und viele Opfer fordern. Die Bewohner treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht und erfreuen sich ziemlichen Wohlstandes, obgleich die Erfüllung der Militärflicht — sie werden vom 18. Lebensjahre an auf 20 Jahre mit Pausen von je drei Jahren und Dienstzeit von je vier Jahren einberufen und sind verpflichtet, Pferde und Bewaffnung auf eigene Kosten zu stellen — eine große Schädigung für die geordnete Wirtschaft ist². Auf den

¹ Bäume und Gärten sieht man selten. Wo in der Nähe der Stanitzen früher Wald vorhanden war, haben ihn die Kosaken mit Eifer ausgehauen.

² Man hat berechnet, daß der Militärdienst jedes männliche Mitglied der Kosakenfamilie lebenslänglich mit wenigstens 15 Rubel jährlich belastet. Für Kriegszeiten stellt sich diese Summe natürlich viel höher.

Stanitzen sieht man vielfach mit Dampf betriebene landwirtschaftliche Maschinen, auch sind Heupressen allenthalben im Gebrauch.

Nachdem wir bei Bjelomedschetskaja über den schon stattlichen Kuban gefahren, der hier den trüg fließenden „Kleinen Selentschuk“ aufnimmt, winkt uns aus weiter Ferne nach Südosten hin der breite Kolofs des Elbrus mit seinen zwei Gipfeln entgegen. Die beiden Gipfel haben Ähnlichkeit mit Brüsten. Und wenn es wahr ist, was einige behaupten, daß der Name Elbrus — „Brust“ bedeute, so liegt in dieser Benennung ungemein viel Poesie. Uns kommt eine Stelle aus dem ersten Teil des Goethe'schen Faust in den Sinn. An jenen Gipfeln hängt gewissermaßen wie an der Mutterbrust das umliegende Land und saugt von da in Gestalt der Gletschermilch und des lebenspendenden Wassers die Nahrung, die es kräftig macht und fähig zur Arbeit, d. h. zur Hervorbringung und Erhaltung von allerlei Gewächs, von Wald und Gesträuch, von Gras und Kräutern. Von allen Erklärungen des Namens Elbrus sagt mir diese durch ihre Sinnigkeit am meisten zu. Das imposante Bild der beiden Brüste leuchtet uns bis hinter Batalpaschinsk beständig vor, bis es allmählich hinter den nahen Vorbergen verschwindet.

Von der Eisenbahnstation kann man in 5—6 Stunden das 50 Werst entfernte Batalpaschinsk erreichen, einen ansehnlichen Ort, welcher von der Stanitzta sich zur Stadt aufgeschwungen hat. Den Namen hat die Stadt von dem türkischen Seraskir Batal Pascha, welchem der russische General Hermann am 30. September 1790 hier eine empfindliche Niederlage beigebracht hat. Der Pascha selbst wurde gefangen genommen und seine ganze Artillerie fiel den Siegern in die Hände. Im Jahre 1825 wurde die Stanitzta

gegründet. Etwas über 1800 Fufs über dem Meer gelegen, zeichnet sich der Ort durch seine Gärten vorteilhaft vor anderen Kosakenstanitzen aus. Hier wohnt der Bezirkshauptmann, ein Kosakenoberst, welcher uns die nötigen Papiere bereitwilligst ausstellte. Die Stadt ist starken Winden ausgesetzt, welche die so notwendige Reinigung der Luft besorgen, denn Batalpaschinsk ist namentlich in seinen unteren Partien ein recht schmutziges Nest und unterscheidet sich in dieser Beziehung wenig von dem auf dem linken Kubanufer gerade gegenüber liegenden kabardinischen Dorf Darukokt (Dudarowsky).

An dieser Stelle ist das linke Ufer des Kuban felsig und steil, das rechte flach. Der Fluß teilt sich in mehrere Arme und ist, wie fast in seinem ganzen Lauf, bei mäfsiger Strömung zu Inselbildung geneigt, namentlich da, wo sich das Thal erweitert. Es ist charakteristisch für den Fluß, dafs er sich, bis er die Ebene betritt, fast überall tief in den weichen Felsen eingegraben hat; darüber erheben sich zu beiden Seiten Terrassen, grüne Ebenen von beträchtlicher Breite (oft mehrere Werst), welche dann von hohen Bergketten abgeschlossen werden, deren Abhänge bald mit frischen Wiesen bedeckt sind, bald kahle Felswände aufweisen, aus welchen sich die Phantasie leicht Türme und Mauern, Ruinen alter Burgen und Schlösser aufbauen kann. Auch die Gipfel, (schon 4000 Fufs hoch) stellen bald grüne Kuppen dar, bald sind sie von mächtigen Felspartien gekrönt. Wald erfreut das Auge bis Chumara nicht, nur wo sich uns ein Einblick in die Nebenthäler eröffnet, bemerken wir Gesträuch und wenige Bäume; auch auf den Kubaninseln haben sich stellenweise Weide und Erle angesiedelt. Das Kubanthal ist gut bevölkert, was auf die Fruchtbarkeit des Bodens hinweist, jedoch der Haupterwerbszweig

bleibt immerhin Viehzucht. Die Herden der zahlreichen Ortschaften und Aule (meist Kabardiner, hier „Asiaten“ geheissen) finden in der Ebene und auf den Bergen reichliche Nahrung. Nur die Juden des Dorfes Dschegonassky, ca. 15 Werst oberhalb Batalpaschinsk treiben ein Gewerbe: sie verfertigen aus Saffianleder Stiefelschäfte und andere Schusterwaren für die Bewohner des Thales.

In einiger Entfernung von der Stanitza Krasnogorskaja (zu deutsch etwa „Rotberg“, von den rötlichen Felspartien so genannt) steigt die Strasse hinauf zu den Felsen, welche das Thal einrahmen, zeitweilig in die Schluchten einbiegend, welche die Felswände unterbrechen. Die Felsen, leicht verwitternder Sandstein, haben hier ein sehr eigenartiges Ansehen, sie sind auf einer langen Strecke wie von Mäusen zernagt; da sind Gänge und Löcher zu sehen, wie auf einem von diesen Nagetieren zu Grunde gerichteten Felde. Das Volk bezeichnet diese Strecke sehr treffend mit dem Namen „Mäusepfad“. In der Nähe des „Mäusepfads“ treten die ersten Steinkohlenlager zu Tage, welche bis hinauf über Chumara auf beiden Ufern des Flusses sehr zahlreich sind, aber keine grosse Mächtigkeit haben (ca. 50 cm). Man hat einige Stollen in den Felsen angelegt, wo die Kohle zu Tag tritt, aber es fehlt an Unternehmungsgest, um diese Mineralschätze gehörig auszubeuten. Bis jetzt werden jährlich wenig mehr als 100 000 Pud gewonnen. Eingebettet sind die Steinkohlenflötze zwischen Schichten von Lehmschiefer, über welchem Sandstein liegt. Die hauptsächlichsten Bestandteile der Kohle sind verschiedene Pterisarten (Taeniopteris, Alethopteris, Pterophyllum Abichianum etc.). Sie soll für Schmiede ein vorzügliches Heizmaterial bilden.

Bald tauchen die Berge von Chumara auf und an

ihrem Fusse die weissen Wände der Festung. Wenige Werst vor dem Orte fallen uns in der Ebene eine Menge grosser Steinhaufen in die Augen, Reste zerstörter Aule von bedeutender Ausdehnung. Auf solche Überbleibsel ehemaliger menschlicher Wohnstätten stossen wir nun zum öfteren; sie sind neueren Ursprungs und beweisen, daß hier vor nicht langer Zeit eine dichte Bevölkerung vorhanden gewesen. Verheerende Epidemien haben sie decimiert oder zur Auswanderung gezwungen.

Chumara ist hübsch gelegen (ca. 3000 Fufs über dem Meer), ein schöner Sommeraufenthalt. Die dasselbe umgebenden Hügel und höheren Berge (schon 5000 Fufs hoch und darüber) zeigen theils liebliche, weiche Formen, theils wildromantische Felspartien. Unmittelbar hinter dem Ort auf dem rechten Ufer des Kuban erhebt sich ein mächtiger Felskegel; auf einem minder hohen Ausläufer desselben, welcher steil ansteigt und nach der anderen Seite fast senkrecht abstürzt, befinden sich die gut erhaltenen Ruinen einer alten byzantinischen Kirche, welche jetzt wieder restauriert werden soll. Es muß seiner Zeit nicht wenig Mühe gekostet haben, die Quadern zum Bau da hinaufzuschaffen. Mehrere Male im Jahre versammeln sich die ossetischen Einwohner von Chumara, welche, wenigstens dem Namen nach, meist Christen sind, bei diesem Heiligtum, um dort ihre Opfer darzubringen, welche noch ganz den Stempel des Heidentums an sich tragen. Die Umgebungen von Chumara sind reizend, wilde, bewaldete Schluchten, von zahlreichem Wild belebt, wechseln mit anmutigen Wiesen ab. Die Festung ist so zu sagen der Schlüssel zu Karatschai, in welches, den Thälern des Kuban und seines wilderen grossen Zuflusses Teberda folgend, ordentliche Fahrwege führen. Wenn wir die Teberda aufwärts gehen, so gelangen

wir zum Kluchorpafs; im Thal des Kuban können wir, in den Schluchten seiner Querflüsse aufsteigend, entweder den Nacharpafs (9617 Fufs) oder östlicher den Choti-Tau-Pafs und die Gletscher des Elbrus erreichen.

Wir wählen zunächst die Route auf den Kluchorpafs, wohin der Weg jetzt eben ausgebessert wird. Es soll zu strategischen Zwecken ein Saumpfad (zunächst 7 Fufs breit) über den Hauptkamm geführt werden. Da für die Arbeiter am Passe fast täglich Lebensmitteltransporte abgehen, so konnten wir sicher sein, daß die Brücken und Wege in ordentlichem Stand sind. Einige Werst oberhalb Chumara verlassen wir den Kuban, welcher hier seine wasserreiche, wilde Schwester Teberda aufnimmt, die aus einem engen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thal hervorbricht. Sehr anmutig ist der Weg in diesem Thal, reich an landschaftlichen Schönheiten. Zunächst sind die Abhänge mit Laubwald bestanden, dessen Schatten uns schützt vor den Strahlen der heifs brennenden Sonne. Wo sich das Thal zuweilen erweitert, zieht sich der Weg über saftige Wiesen gründe hin. Wir begegnen Bewohnern von Karatschai, welche auf kleinen zweiräderigen Karren die in ihren Aulen von den Weibern gefertigten Burken und Filze nach Batalpaschinsk auf den Markt bringen; einige der Karren sind mit großen Balken beladen und wir müssen uns wundern, daß sie unter der schweren Last nicht zusammenbrechen. Auf einer Wiese hat sich eine Schar vom Markte zurückkehrender Karatschajer gelagert. Die kleinen, mit einem Filzdach bedeckten Fahrzeuge sind, einer Wagenburg gleich, im Kreise aufgestellt; hinter jedem Karren sind in einiger Entfernung zwei Pflöcke in die Erde gesteckt, oben durch eine Querstange verbunden, an welcher der Kessel zur Bereitung des Mahles aufgehängt wird. Hier wird abgekocht

und mit Vorliebe die „Schurpa“ (vielleicht verketzert aus „Suppe“) aus Schaffleisch mit saurer Milch bereitet. Solch ein Lager wandernder Karatschajer kann uns wohl ein miniature ein richtiges Bild von einem Hunnenlager geben, freilich mit dem Unterschied, daß die Hunnen Pferde einspannten — hier sind Ochsen eingespannt — und wohl selbst ein wilderes und schrecklicheres Aussehen hatten als die Bewohner des Teberdathales und des oberen Kuban, die doch von der Kultur schon etwas beleckt sind. Im Flusse schwimmt eine Unmasse von prächtigen Stämmen der Abies Nordmanniana, welche weiter oben gefällt und geschält und dann zur Sägemühle nach Batalpaschinsk geflößt werden; sie stauen sich oft zu Dutzenden im Flusse auf und müssen mit Nachhülfe der Menschenhand wieder flott gemacht werden. Manche bleiben auch liegen und verfaulen, was bei dem ungeheuren Holzreichtum des Thales den Eigentümern wenig Kummer bereitet. Nach genußreicher Fahrt erreichen wir den ersten Aul von Karatschai, Teberdinskaja (3773 Fufs), wo uns in der auf einer kleinen Anhöhe stehenden Kanzlei sehr reine Zimmer zur Verfügung gestellt werden. Im gleichen Hof wie die Kanzlei steht auch die zum großen Leidwesen der Bewohner jetzt aufgehobene Schule; gymnastische Geräte beweisen, daß hier neben dem Geist auch der Körper der jungen Leute ausgebildet wurde. Aus der Menge von Neugierigen, welche sich bald, wie es in der Regel geschieht, um unser Hauptquartier versammelten, traten einige junge Bursche hervor, welche uns unaufgefordert ihre Gewandtheit im Stein- und Arkanwerfen (ein Strick, mit dem man die Pferde einfängt), sowie in anderen körperlichen Übungen zeigten.

II.

Teberdinskaja ist eine jüngere Kolonie von Utschkulan, wo Übervölkerung zur Auswanderung zwang; viel früher aber noch hatten sich an der Teberda Bergtataren vom Baksan angesiedelt, deren Aule aber ausgestorben sind. Die Karatschajer geben sich selbst für Verwandte derselben aus und folgendes elegisches Gedicht weist auf eine solche Verwandtschaft hin. Mit großer Begeisterung wurde mir dasselbe vom Edelmann Achlaw Korkmasow in Teberdinskaja in wohlklingendem Tatarisch vorgetragen. Ich versuche, es in möglichst wortgetreuer Übersetzung wiederzugeben¹. „Uchábítscha, aus dem Geschlechte der Urusbi, kam, als ihr Mann gestorben war, mit ihren zwei Söhnen Alchas und Mursa und ihrem Neffen Mussus vom Baksan an die Teberda mit einer Menge Volks und siedelte sich da an. Uchabítscha stand in großem Ansehen. Einige Jahre lebten sie glücklich und zufrieden. Da kam die böse „emina“ (Cholera) und Alchas und Mursa starben an einem Tage. Da stand Uchabítscha auf, weinte und klagte: „Während ich das Vieh auf die Weide trieb, wuchs auf meinem Hofe so dichtes Gras, daß eine Schlange nicht mehr durchkommen konnte; so schnell wie das Gras gewachsen ist, sind meine Söhne gestorben, so schnell, daß ich nicht weiß, welchen von ihnen der Tod zuerst ereilte. Wenn man am Baksan erfährt diese Kunde, so wird sich das Volk versammeln, so viel Volk als sich versammelt zu einer Hochzeit, und wird die Klage anstimmen. Alchas und Mursa sind tot, wer wird

¹ Gewöhnlich werden solche Sagen recitiert mit Begleitung des „Kolköbbes“, eines zweisaitigen Instruments, dessen Seiten ebenso wie die Sehne des Bogens aus Büscheln schwarzer Pferdehaare hergestellt sind. Der Kasten des Instruments hat die Form eines Fisches mit langem Hals wie bei der Violine. In dem Kasten ist unterhalb des Stegs ein kleines viereckiges Loch eingeschnitten.

jetzt das Pferd reiten mit dem Stempel des Auls Mekersky¹, wer wird die Pferde in Mekersky rauben² und dessen Bewohner, die sich widersetzen, töten? Schon fällt der Schnee auf dem Berge Muchu, aber noch liegt das Korn auf der Arba; die Ochsen stehen eingespannt und niemand ist, der sie ausspanne. Nur Mussus ist mir geblieben, der schlechteste von allen vom Geschlecht der Urusbi. Ich habe über den Kitschakol³ (ein Fluß) eine Brücke gebaut, stark und fest, damit sie halten soll; die schlechten Balken hat das Wasser fortgerissen, die guten sind geblieben. Mir hat der Tod die besten Söhne zuerst geraubt und den schlechtesten, Mussus, mir nachgelassen. Ich sollte nicht weinen noch klagen, denn der Koran verbietet solches, aber wie soll ich nicht Thränen vergießen, da mir meine Söhne genommen sind? Die Leute, die mit mir kamen von Baksan, sind aus dem Dorf entflohen und wohnen in den Schluchten der Berge; Vater und Mutter sind dort gestorben, die Kinder sind nachgeblieben und niemand ist, der sich ihrer annähme. Sie weinen, wie die kleinen Zicklein, welche im Walde geboren werden, wenn die Mutter von ihnen fortgeht. Ich glaube, wir haben schrecklich gefrevelt, daß uns Gott so schwer heimsucht. Das Getreide steht reif auf dem Felde, aber niemand ist, der es einheimse; die Herden haben sich zerstreut, denn sie sind ohne Hirten. Früher wagte es niemand, ohne meine Erlaubnis aus dem Dorf wegzugehen, jetzt sind sie alle von mir geschieden, ohne daß mich einer gefragt hätte. 100 Höfe sind mit mir aus Urusbiew gekommen, nur wenige sind nachgeblieben. Am besten wäre

¹ Der Aul Mekersky war durch seine vorzüglichen Pferde berühmt,

² Pferde zu rauben galt für eine besondere Heldenthat.

³ „Kol“ finden wir auf den Karten als Bezeichnung von Flüssen und Bergen; das Wort bedeutet „Ärmel“.

es, ich gäbe mir selbst den Tod!“ „So bitter weinte und klagte die Frau, aber wir singen jetzt das Lied.“ Ich glaube, daß dieses Beispiel in vielen Lesern den Wunsch rege macht, noch mit anderen poetischen Produkten dieses Volkes bekannt zu werden und ich bin nicht abgeneigt, das mir zu Gebot stehende Material bei einer anderen Gelegenheit zu veröffentlichen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir noch einmal auf kurze Zeit nach Teberdinskaja zurück. Hier machten wir zum erstenmal Bekanntschaft mit der herrlichen Bachforelle, die in großer Menge in der Teberda vorkommt und mit einem Schleppnetz leicht zu fangen ist. Der russische Schreiber des Dorfs, unser Wirt, brachte nach Verlauf einer Stunde einen ganzen Eimer dieses köstlichen Fisches, der in Salzwasser abgekocht uns ein fürstliches Abendbrot dünkte. — Der Starschina (Schulze), ein Eingeborener, den wir zur Tafel zogen, sprach geläufig russisch und erwies sich uns als sehr gefällig. Wir verhandelten mit ihm wegen der Reitpferde, die uns bis zum Pafs bringen sollten, von wo wir nur die Packpferde beibehalten und zu Fuß weiter wandern wollten. Er versprach uns die Pferde zu 1 Rubel pro Tag zu stellen. Als wir aber anderen Tages recht früh aufbrechen wollten, dauerte es einige Stunden, bis die Pferde beisammen waren; ein alter Graubart, der sich immer noch nicht in die russische Regierung finden kann und mit allem unzufrieden ist, hetzte die Andern auf und wollte sein Pferd in keinem Fall für den angekündigten Preis hergeben. Erst als ich ihn wegschicken und seinen Namen aufschreiben wollte, gab er klein bei. Doch wurde noch viel hin und hergeredet, bis die Pferde gesattelt und bepackt waren. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als wir unseren Ritt zunächst über grüne Wiesen antraten; bald wird das

Thal enger, Wald nimmt uns auf, die bewaldeten Höhenzüge werden höher und höher, dahinter steigen links, von Schnee bedeckt, die schroffen Grate des Kondeljan-Largebirges auf. Neben Tannen und Kiefern, welche schon zahlreich auftreten, bemerken wir schöne Exemplare verschiedener Ahornarten, der Buche, der Erle, der Eberesche, der Espe und besonders stattliche Birken; von Sträuchern: Hollunder, Schneeball, Geisblatt, Kreuzdorn, Rhododendron, während der Boden mit glänzend roten Erdbeeren wie übersät schien; schade, daß sie vom Pferde aus nicht zu pflücken sind. Wir erreichen die Stelle des Thals, welche den Namen Krylgan trägt. Hier hat ein unternehmender Russe eine Teerfabrik angelegt und verwendet mit Nutzen die Baumstrünke, welche sonst faulen und als Brutstätten schädlicher Forstinsekten dem Walde Schaden bringen würden. Nahe dabei treffen wir zu unserer Verwunderung in dieser Wildnis ein Gasthaus, einen zweistöckigen Holzbau im russischen Stil; es ist ein Luftkurort in herrlicher Lage zwischen hohen Bergen mitten im schönen Wald; das Haus und seine Umgebung spiegelt sich wieder in einem kleinen, aber tiefen See, auf welchem ein kleines Boot schwimmt. Von dem nach Süden schauenden Balkon der Villa eröffnet sich ein wunderbarer Blick auf die steilen Schneegipfel des Jamanas (auf der fünfwerstigen Karte nicht verzeichnet) und seine Gletscher, welche der Teberda einige Zuflüsse zusenden, wie den Chuty und den Dombai Ulgen (der Name bedeutet: der Auerochs ist tot; beweist also das frühere Vorkommen des Tieres in dieser Gegend). Der Erbauer der Villa hat einen guten Geschmack gehabt. Hier ist die Natur so schön, so großartig und friedlich, hier ist so gut sein, daß auch in uns der Wunsch rege wird, hier nebenan uns Hütten zu bauen. Hier findet der

durstige Wanderer in einem Trunke kühlen Gerstensaftes ein köstliches Labsal. Nach kurzem Aufenthalt reiten wir weiter. Angeregt durch den frischen Trank und den schönen Wald, der uns mit seinem kühlen Schatten umfängt, stimmen wir, vom Rauschen des Baches begleitet, aus voller Kehle das Lied an: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben. . . .“ Noch nie wohl hat das Thal von deutschem Gesange wiedergehallt. — Aber bald verwandelt sich unsere fröhliche Stimmung in Trauer. Unseren Augen stellt sich eine ausgedehnte Brandstätte dar, wo Hunderte der schönsten Stämme verkohlt emporstarrten oder am Boden ausgestreckt elendiglich faulten. Solche Brandstätten wiederholen sich von jetzt an öfters, da und dort raucht es noch und brennt weiter, ohne dafs sich jemand Mühe gäbe zu löschen. Stellenweise sind die Bäume zwecklos umgehauen und verderben am Boden. Und was für Stämme! Höher als die höchsten Masten der Schiffe, zwei Männer können sie unten nicht umfassen. Es ist die vornehme, in ihrem Habitus manchmal an eine Palme mit breiten Wedeln erinnernde *Abies Nordmanniana*, welche an der oberen Teberda ungeheuere Waldbestände bildet und uns bis zum Fusse des Passes begleitet. Ja, schöner Wald, so herrlich aufgebaut vom Schöpfer! — Und da kommt der Mensch mit seiner Qual und zerstört mutwillig die wunderbaren Schöpfungen des Weltenmeisters. Mächtige Bergstürze, Wildwasser und orkanartige Stürme richten hier ebenfalls grofsen Schaden an und bringen so manchen Riesen des Waldes zu Fall, aber schlimmer als alle haust der Mensch. Hier gerade offenbart er seine Zerstörungswut mit besonderem Eifer, weil der Wald in kurzer Zeit an die Regierung übergehen soll. 10 000 Stämme hat man den Anwohnern der Teberda

noch erlaubt zu fällen und zu flößen, aber wer wird sie abzählen?

Nach mehrstündigem Ritt im Hochwald, den grünlich-weißen, reißenden Fluß zur Rechten und den steil ansteigenden, bewaldeten Gebirgsgrat, von dessen Granitfelsen sich oftmals gewaltige Stücke ablösen und ins Thal herabrollen, zur Linken, gelangen wir in nächste Nähe des Jamanaus, lassen denselben aber rechts liegen und wenden uns, dem Hauptfluß folgend nach Südosten. Das Thal verengert sich zur schmalen Klause, der Weg, durch Sprengungen mühsam dem harten Felsen des rechten Ufers abgerungen, steigt in Zickzacklinien hoch über den wilden Fluß empor, welcher mit donnerndem Getöse in weißem Gischt sich durch Granitblöcke durchdrängt. Die edlen Tannen fürchten seine Wut nicht, sie steigen zu ihm hinab und lassen sich den Fuß vom weißen Schaume benetzen. Leichter atmen wir auf, nachdem wir die gefährliche Stelle, Gonatschir genannt, glücklich passiert haben und wieder auf weniger gefährlichen Pfaden hinreiten. Das Thal erweitert sich, die bisher vom Wald verdeckten Felspartien, welche sich hoch oben aufbauen, werden wieder sichtbar, hüben und drüben entstürzen dem in den Klängen aufgehäuften Schnee in mächtigen Kaskaden Bächlein und Bäche in die Umarmung des Flusses, schneebedeckte Bergriesen schliessen den Horizont. Auf weitem Wiesengrund, hart am Wege und nahe dem Flusse, liegt der tiefe See Tumanli mit seinem geheimnisvollen, schwarzblauen, klaren Wasser. Die scheue Lachsforelle flieht bei unserer Annäherung scheu vom Ufer weg, das ungemein steil abfällt. Drüben auf dem linken Ufer der Teberda liegt ein noch größerer, langgestreckter Alpensee, den wir auf der Karte vergeblich suchen und dessen Namen mir niemand sagen kann; auch er ist reich an

Fischen. Bewohnt sind diese Gegenden nicht, nur selten stoßen wir auf einen „Kosch“ — drei oder vier Stangen, in die Erde gesteckt und als Dach ein Stück Filz darauf gelegt —, wo die Hirten übernachteten inmitten der Herden, die zur Nacht sich hier versammeln. Es müssen kräftige, wetterfeste Naturen sein, welche in diesen Höhen (6—7000 Fuß über dem Meer) nur in eine Burke gehüllt und dürftig von oben gegen Regen und Schnee geschützt ihr Nachtlager aufschlagen. Holz und Buschwerk zum Bau einer einfachen Hütte wären genug vorhanden, aber sie behelfen sich ohne dieselben. — Sind solche Menschen zu beklagen oder zu beneiden? . . .

Wenige Werst hinter dem See, am Fusse des Passes, in einer Höhe von 7000 Fuß, mitten im Walde stehen einige aus Brettern und Schindeln gefügte Häuschen. Es ist das Standquartier der Ingenieure, welche den Weg zum Passe bauen. Dort finden wir freundliche Aufnahme. Die Sonne war untergegangen, es war sehr frisch geworden, so daß uns das Feuer, das bald im Kamin aufloderte, sehr wohl that. Ein Kaufladen, welcher die Arbeiter mit Lebensmitteln versorgt, spendete auch uns das Nötige. Leider aber wurde uns hier zur Gewisheit, was man uns schon früher gesagt hatte, daß wegen der ungeheuren Schneemassen auf dem Kluchor und bedeutender Erdrutschungen auf der anderen Seite im Thale des Klytsch nicht daran zu denken sei, den Pafs zu forcieren. Als warnendes Beispiel erzählte man uns von einigen Arbeitern, welche vor kurzem dort verunglückt seien und deren Leichen jetzt von wilden Tieren gefressen werden. Ein solches Schicksal schien uns wenig beneidenswert; wir wollten uns aber doch mit eigenen Augen vom Zustand des 9100 Fuß hohen Passes überzeugen und beschlossen für nächsten Morgen den Aufstieg. —

Das Gestein, in welchem der Weg zum Pafs angelegt wird, ist vorwiegend stark quarzhaltiger, grünlich-weißer Granit, stellenweise Grünstein und Syenit. Die Steigung beträgt 25 Saschen auf die Werst und wird dieselbe in 14 langgestreckten Zickzacks überwunden. Gegenwärtig arbeiten 200 Türken am Bau. Durch die abgesprengten Stücke ist der alte Weg so verdorben, daß man nur mit großer Mühe über die Steintrümmer hinwegkommen kann. Wir wählten daher einen anderen, allerdings auch beschwerlichen Pfad auf dem linken Ufer des wilden Baches, der über mächtige Felsen in zahlreichen Wasserfällen herabstürzt. Der Wald hört auf. An seine Stelle treten buschartige Birken, das weißblühende Rhododendron, die großblättrige und myrtenblättrige Heidelbeere, die Vogelbeere, verkrüppelte Exemplare des Bergahorns, weiter oben ein am Boden kriechender Wachholder. Rechts von uns türmen sich mächtige Schneewände auf, über welchen die felsigen Hörner des Tschotschaminenkaja zum Himmel ragen. Der Name bedeutet: Ein Mann war da. Die steilen Felsen galten für unbesteigbar (sie mögen gegen 12 000 Fufs hoch sein), da wettete ein kühner Jäger aus Karatschai, daß er doch hinaufkommen werde. Vor den Augen aller erklimmte er das höchste Horn und stellte droben ein Steindenkmal auf. Seitdem trägt der Bergriese besagten Namen. — Nach mühsamem Klettern gelangen wir auf die erste Terrasse, wo der Bach zwischen alten Moränen und Alpenwiesen, oftmals von Schneemassen überbrückt, dahinrauscht. Die gewöhnliche Alpenflora: Gelbe und weiße Anemonen, Betonien, Gentianen, rosafarbige Primeln, Orchideen, Veroniken etc. schmücken seine Ufer mit farbenreichem Teppich. Ich fand hier eine Wahrnehmung bestätigt, die ich voriges Jahr am Baksan, am Asau und Terskol-Gletscher gemacht und die

auch die Umgebung des Kukurtli bekräftigte, nämlich, daß die alpine Flora im nördlichen Kaukasus im ganzen immer ärmer ist, als auf den Südabhängen des Gebirgs. Was außerdem in die Augen fällt, ist der bedeutend niedrigere Wuchs der Pflanzen. Während auf den südlichen Abhängen die Blumen alle durch ihren hohen Wuchs und ihre Vollkommenheit auffallen, erscheinen sie hier mehr zur Erde gedrückt; selbst das nicht gerade zarte *Veratrum nigrum*, das am Roki, Mamison, Borbalo etc. oftmals fast Manneshöhe erreicht, wird hier kaum zwei Fufs hoch. Was der Grund hiefür sein mag, wage ich nicht zu entscheiden, vielleicht hängt die Sache mit der Höhe der Schneelinie zusammen; wo diese tiefer herabgeht und dem Boden mehr Feuchtigkeit verleiht, ist auch das Wachstum üppiger.

Von der Terrasse, die wir eben keuchenden Atems erreicht, stellt sich uns folgendes Bild dar. Vor uns eine thalartige Einsenkung mit einem der Hauptquellbäche der Teberda, dem Kluchorbach, im Hintergrunde drei mächtige schneeige Pyramiden, an deren Fufs Massen von grobem Geröll mit Schnee vermengt, links ungeheuere Schneewände, von mehreren hundert Fufs Höhe. Dort oben entspringt der Bach einem See, der von zwei in denselben einmündenden Gletschern genährt wird. Er ist noch gefroren und mit Schnee bedeckt. Wir schicken uns an, hinaufzusteigen, aber ein häßliches Unwetter, kalter Regen und Schnee von heftigem Winde gepeitscht, treibt uns zurück. Nebel benimmt uns alle und jegliche Aussicht. Mit großer Beschwerde steigen wir über Geröll abwärts; durchnäfst bis auf die Haut und starrend vor Kälte kehren wir nach einigen Stunden in unser Quartier zurück, um uns am Kaminfeuer zu trocknen und zu wärmen. Um wie viel besser waren wir daran, als die armen Arbeiter, welche heute, am

Sonntag, herabgekommen waren, um sich die Provision für die Woche zu holen und, unter den wenig schützenden Zweigen der Tannen sich um kleine Feuerchen zusammenkauend, Schutz suchten gegen die Unbilden der Witterung. Sie mußten heute noch hoch hinaufsteigen zu ihren ärmlichen Hütten, um morgen früh bei Zeiten wieder bei der Arbeit zu sein.

Die liebenswürdige Gastfreundschaft, welche wir am Pafs erfahren durften, tröstete uns einigermaßen für das Mißlingen unseres Planes, ebenso aber auch der Gedanke, die Schönheiten des herrlichen Teberdathales noch einmal genießen zu können. Wir brachen also nach dem Mittag auf und eilten wieder nach Chumara, wo wir anderen Tages eintrafen. Um von da nach Utschkulan zu gelangen, müssen wir im Kubanthal 60 Werst mit der Post zurücklegen. Kartdschjurt, Utschkulan und Chursuk sind die Hauptorte von Karatschai. Wer dessen Bewohner näher kennen lernen will, darf den Besuch derselben nicht versäumen.

III.

Als wir die Fahrt ins obere Kubanthal antraten, glaubten wir hier ähnliche Landschaften zu finden wie an der Teberda, denn beide Flüsse entspringen ja nahe bei einander, durchbrechen die gleichen Vorberge der Hauptkette und lenken in märsiger Entfernung von einander beide ihren Lauf in der Hauptsache nordwärts. Aber hier zeigt sich eben wieder die ungemaine Mannigfaltigkeit der Natur, auf die wir früher hingewiesen. Die Thäler des Terek, des Baksan, der Teberda und des Kuban, sie sind alle einzig in ihrer Art, haben alle ihren specifischen Charakter. So unterscheidet sich auch der Oberlauf des Kuban in

geologischer Hinsicht (Kalkschiefer, Sandstein, Talkstein) von dem der Teberda, und im Zusammenhang damit ist auch die Vegetation eine andere: an der Teberda vorwiegend Nadelhölzer, namentlich weiter oben, am Kuban bis Kartdschjurt fast ausschließlich Laubwald; nur höher hinauf am Chursuk hat sich die Kiefer angesiedelt.

Der Weg führt zunächst über Wiesen, welche die Thalsole des Kubanthalles und die vom Kuban und der Teberda gebildete Halbinsel bedecken; bald biegen wir links ab und überschreiten den Kuban auf einer Brücke, die kaum 20 Fufs Spannweite hat. Die Felsen, in welche der Fluß gebettet ist, bilden, hier kaum 10 Fufs über das Wasser hervorragend, ein ungemein enges Thor, dessen massive Pfeiler sich ausgezeichnet dazu eignen, eine Brücke zu tragen. Das hinter der Brücke gelegene Dorf, von Karatschajern bewohnt und Taschkupyr genannt, wird von einem großen weithin sichtbaren Kastell überragt. Es heißt bei den Russen kamenny most, was wir mit „Steinbrück“ übersetzen können. Die Berge, welche das Thal einrahmen, zeigen zunächst noch weiche Formen und treten etwas zurück, nach und nach ragen über und hinter denselben hohe Felsenkegel empor, auf welche uns der beginnende Wald die Aussicht bald verschließt. Die verschiedenartigsten Laubhölzer, Buche, Linde, Ahorn, Erle, Esche, Rüter, Silberpappel und Weide verleihen dem Wald durch ihre verschiedenen Formen und Farbennüancen ein liebliches Ansehen, um so angenehmer, als die zerstörende Hand des Menschen hier die Axt noch nicht an die Bäume gelegt hat. Nach reichlichem Regen zeigte der Wald im frischen Hauche des Morgenwindes ein besonders festliches Gewand, als hätte er sich uns zu Gefallen aufgeputzt; die wenigen Repräsentanten des Nadelholzes, die Kiefern, halten sich

hoch oben auf den Felspartien und klammern sich mühsam an die kahlen Hörner und Felsennadeln. Das Gestein in der Höhe ist ungemein zerklüftet und hat ein wildes unheimliches Ansehen. Menschliche Wohnungen sucht man hier vergebens, dagegen ist der Wald belebt von allerlei Wild und Singvögeln, aber auch viel Raubzeug tummelt sich hier und manches Häuschen ergreift vor dem Geklingel unseres Dreigespanns die Flucht. Nach den Aussagen unserer Kutscher kommen hier auch Fasanen vor; die Jagd auf Füchse, Wildschweine, Bären und Hirsche soll eine sehr ergiebige sein.

Etwa 30 Werst oberhalb Chumara wird das Thal so eng, dafs es ganz und gar geschlossen erscheint. Dieser Engpafs, gebildet von hohen, steil ansteigenden bewaldeten Abhängen mit wilden Felspartien, deren viele abgestürzt sind, wird von den Karatschajern „jaman achit“, d. i. „schlechter Weg“ genannt, ist aber jetzt leidlich passierbar. Bei der Poststation Indisch wird das Thal wieder weiter. Von der nahe gelegenen Brücke bietet sich bei klarem Wetter ein wunderbarer Ausblick auf den Elbrus dar. Noch einmal treten die Berge und Felsen nahe an den Fluß heran. Die am rechten Ufer anstehende Kette Dschalakol und die Felsen bei Tochtaul-Tschulchan bergen in ihrem Schofse reichhaltige Blei- und Silbererze, vertikal zwischen Felsit-Porphyrn eingesprengt; einige dieser Erze zeigen Ähnlichkeit mit denen von Sadon bei Alagyr im Thale des Ardon, sind aber gehaltvoller, andere mit denen von Freiberg in Sachsen. Wir waren erstaunt, in dieser Wildnis auf einmal eine grofsartige Fabrikanlage zu treffen. Ein unternehmender Russe K., welcher in Stuttgart Realschule und Polytechnikum besucht und in Freiberg seine Studien beendigt hat, hat hier eine Versuchshütte eingerichtet; wenn

sich die Ausbeute der Erze lohnt, wie es allen Anschein hat, so wird eine große Aktiengesellschaft die Sache in die Hand nehmen. Die zu Tag tretenden Schichten sind in Streifen von fast einem Faden Breite im Felsen eingesprengt und erreichen in vertikaler Richtung eine Höhe von 10 und mehr Faden, während die Stollen schon acht Faden und darüber in den Berg eingedrungen sind¹. Da Grund und Boden zu Karatschai gehört, so erhalten die Fürsten Krym-Schamchalow jährlich ein Pachtgeld von 10 000 Rubel; zwei junge Fürsten sind auf dem Anwesen als Zeichner beschäftigt.

Hinter Tochtaul-Tschulchan wird das Thal weit, der Weg steinig und schlecht. Bald kommen zu beiden Seiten des Flusses mehrere Aule in Sicht, welche zusammen 700 Höfe zählend unter dem Namen Kartdschjurt (Eltjube) zusammengefaßt werden. Dort ist der Wohnsitz jener Fürstenfamilie. Noch einige Werst und wir gelangen an die Stelle, wo sich die beiden Hauptquellflüsse des Kuban, Utschkulan und Ulukam, vereinigen. Hier ist das Land dicht bevölkert; dort am Utschkulan liegen die großen Aule gleichen Namens, welche mit 700 Höfen ein Gemeinwesen ausmachen; am Einfluß des Chursuk in den Ulukam und höher hinauf an beiden Flüssen die Aule von Chursuk mit 770 Höfen. Wir steigen in Utschkulan im geräumigen Speisesaal der dortigen mit einem Internat verbundenen Schule ab, da die Sommerferien schon begonnen hatten.

Einmal im Herzen von Karatschai, wollen wir nun

¹ Aufser verschiedenen Erzen zeigte uns Herr K. auch einige Steinhämmer, eine vorzüglich gearbeitete Lanzenspitze aus Bronze von mehr als einen Fuß Länge und eine eiserne Pfeilspitze, welche man beim Graben eines Weges hier gefunden.

dessen Bewohner schildern und nachholen, was wir früher an der Teberda versäumt haben. Zuerst einiges über Namen und Abkunft des etwa 30 000 Köpfe beiderlei Geschlechts zählenden Völkchens. Als ich zum ersten Mal den Namen Karatschai hörte, dachte ich nicht anders, als dafs das Volk nach einem Flusse (kara = schwarz und tschai = Fluß) benannt sei. Aber einen solchen Fluß wird man vergeblich in diesem Gebiete suchen. Das Volk hat seinen Namen von dem Stammvater Karatscha, welchen die Überlieferung etwa vor vier Jahrhunderten aus der Krym an den Baksan kommen läßt, von wo er später über den Choti-Tau in das Quellgebiet des Kuban übergesiedelt sein soll. Ein Schamchal, Auswanderer aus der Krym, heiratete die Tochter des Karatscha, der keine männlichen Nachkommen hatte, und wurde so zweiter Stammvater. Sein Geschlecht dauert in der fürstlichen Familie der Krym-Schamchalow fort. Ist so der tatarische Ursprung der Karatschajer durch die Überlieferungen des Volkes fast sicher festgestellt, so haben wir es doch kaum mit einem Volksstamm zu thun, der sich rein erhalten hätte, denn zu den neuen Ansiedlern gesellten sich nachgewiesenermaßen bald verschiedene Ankömmlinge aus Swanetien, Mingrelien, Abchasien, besonders aber zu Anfang dieses Jahrhunderts Kabardiner¹, welche in der vorherrschenden Bevölkerung aufgingen. Einen rein ausgesprochenen Typus dürfen wir also nicht erwarten und wir werden kaum auf Widerspruch stoßen mit der Behauptung, dafs hier tatarisches Blut durch Tscherkessenblut veredelt worden ist. So treten denn die charakteristischen Merkmale der mongolischen Race, wie schiefgeschlitzte Augen und hervortretende Backen-

¹ So kommt z. B. der kabardinische Familiennamen „Nawrusow“ in Karatschai öfters vor.

knochen, bei den Karatschajern sehr wenig hervor. Männer und Frauen sind meist brünett, von mittlerem Wuchs und kräftig gebaut. Die hohen schlanken Figuren der kabardinischen Weiber und deren schöne Gesichtszüge treffen wir in Karatschai nicht. Und da mein Büchlein wohl kaum einmal dorthin kommt, so kann ich es ja offen und ohne Rückhalt sagen: das schöne Geschlecht in Karatschai verdient diesen Namen nicht; die Männer sind mit wenigen Ausnahmen viel hübscher als die Weiber. Letztere bedecken das Gesicht nicht, obwohl manche sehr gut daran thäten, und haben in Gang und Haltung etwas Mannhaftes, wenig Graziöses. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich nicht von der der Bergtataren am Baksan; es ist die allgemein tscherkessische. Ebenso tragen die Weiber bis zum Knöchel reichende Beinkleider, wie am Baksan, das Kleid, meist aus rotem Zitz, ist vom Gürtel an an beiden Seiten durch einen Schlitz geteilt; bei der Arbeit wird die vordere Hälfte aufgeschürzt; die Brust ziert ein hellfarbiger Latz, zu beiden Seiten reich mit querlaufenden silbernen Stäben belegt; die Taille umschlingt ein breiter, niederartiger Gürtel, in der Vorderseite aus Silberblech, mit Kettchen geziert, in der hinteren Hälfte aus Leder; Doppelärmel aus verschiedenem Stoff und von verschiedener Länge reichen wenig über den Ellbogen hinab, das Schuhwerk verrät europäischen Ursprung. Eigentümlich ist der Kopfputz, ein einfaches, bunt- oder dunkelfarbenes Tuch, mehrmals um den Kopf geschlungen, wird über dem Scheitel so geknüpft, daß die Enden zu beiden Seiten herabfallen.

Was den Charakter der Karatschajer anbelangt, so kann ich beim besten Willen nichts Gutes sagen; ich habe natürlich das männliche Geschlecht im Auge, mit welchem wir in Berührung kamen. Träge (die Weiber sind sehr

arbeitsam), hinterlistig, verlogen, unzuverlässig, diebisch, habgierig, Augendiener, grofse Schwätzer und Prahler sind die Karatschajer, sie lieben sehr zu Gefallen zu reden. Wenn sie gut aufgelegt sind, so erzählen sie wohl auch von ihren Helden und Narten, von gewaltigen Ungeheuern, von den Emegen (Riesen) und deren übernatürlicher Kraft. Obiges strenge Urtheil zu fällen hätte ich nicht gewagt, wenn der Lehrer von Utschkulan meine Meinung nicht völlig bestätigt hätte. Er bezeichnete seine Schüler¹ als befähigt; so lange sie klein sind, sind sie gehorsam und artig, sobald sie älter werden, werden sie von den Alten auf jegliche Weise verdorben, welche alle ihre gemeinen und schlechten Streiche in Gegenwart der Kinder erzählen. Zum Unglück ist der grofse Platz vor den Schulgebäuden der beständige Versammlungsplatz der Männer, welche wenig zu thun haben. Dort wird alles zum Austrag gebracht und lebhaft hin- und hergestritten, wobei bei dem heftigen Temperament der Eingeborenen der Streit nicht selten mit Thätlichkeiten, Verwundungen und Todschat endigt.

Trotz des verhältnismäßigen Wohlstandes der Bewohner sind die Wohnungen nicht sehr rein gehalten. Das Haus, aus Balken gefügt und mit Lehm verstrichen, besteht aus einem, selten zwei Zimmern, mit niedriger Thüre und kleinen Fenstern, das Giebeldach ist meist mit Stroh bedeckt, doch hat auch das Blechdach schon Eingang gefunden. Die innere Einrichtung ist die gleiche wie am

¹ Die Schule in Utschkulan zählt 60 Schüler. Sie soll, um die Kinder dem schlechten Einflufs der Umgebung zu entziehen, nach Batalpaschinsk übergeführt werden. Man ist in Karatschai (mit Ausnahme von Teberdinskaja) auf die Schule nicht gut zu sprechen, da die Gemeindevumlagen pro Hof durch dieselbe auf 4 Rbl. 50 Kop. pro Jahr gestiegen sind, während die an den Staat zu entrichtende Steuer nur 1 Rbl. 33 Kop. beträgt.

Baksan. Nur eine Eigentümlichkeit fällt hier in die Augen. Es ist ein mächtiger Querbalken in Bogenform an der Decke des Zimmers, mit welchem die drei das Dach tragenden Längsbalken je durch eine Holzverzierung verbunden sind. An Stelle des primitiven Kamins, wie ich ihn bei den Bergvölkern öfters beschrieben habe, tritt da und dort der schrankartige russische Ofen. Die Zierde des Zimmers bilden die Festkleider, selbstgefertigte Filzteppiche mit aufgenähten Arabesken und Tuche, allerlei Waffen, Jagdtrophäen und dergl. Der Fußboden besteht gewöhnlich aus Lehm, vor jedem Haus ist eine kleine, gedeckte Veranda.

Die Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, im geringeren Grade Ackerbau. Reiche Leute haben Tabune von 1000 und mehr Pferden, der Schlag ist kräftig und hochgebaut; manches Pferd soll 30 Pud mit Leichtigkeit schleppen. Kühe und Ochsen werden weniger gehalten, dagegen Schafe und Ziegen (erstere ohne Ausnahme schwarz mit Fettschwanz, von welchem noch ein dünner Schwanz herabhängt). Früher wurden auch Schweine gezogen, welche natürlich seit Einführung des Islam verschwunden sind; doch wollen sich alte Leute noch erinnern, daß früher in Karatschai viele Heiden waren, welche Schweinefleisch genossen haben. Die Hauptarbeit fällt den Weibern zu, wie fast bei allen kaukasischen Völkern, namentlich den Mohammedanern. Um so auffallender ist es, daß bei den Bekennern des Islam das Weib eigentlich so wenig geachtet wird und im Hause bei der Geburt eines Mädchens Niedergeschlagenheit und Trauer herrscht. Nur das Hüten der Herden, Bestellung des Ackers und die Jagd sind des Mannes würdige Beschäftigungen. Ich sah im Dorfe Senti an der Teberda eine Frau eifrig ihr Haus mit Lehm bestreichen; neben ihr

stand der Sohn, ein großer, kräftiger Lämmel von 16 Jahren und schaute behäbig zu. Auf meine Frage an einen unserer Führer, warum der Bursche der Mutter nicht helfe, erwiderte er lächelnd: „Das ist Weiberarbeit!“ — Ackerbau (Gerste¹ und Mais²) wird getrieben, soweit der sandige Boden es erlaubt; man muß es den Karatschajern zur Ehre nachsagen, daß sie die Felder sorgfältig einzäunen und bewässern³; stellenweise werden auch Kartoffeln und Bohnen gepflanzt, wodurch die Nahrung, die gewöhnlich aus Milch, Käse und Fleisch in frischer oder getrockneter Form besteht, etwas mannigfaltiger wird. Der Mais wird zu Brot gebacken, was aber selten geschieht. Aus der Gerste wurde bis vor kurzem Bier gebraut, welches jetzt durch die Mollahs verboten worden; dagegen ist der Fruchtschnaps gestattet und wird bei Festen in gehöriger Menge getrunken.

Während unseres Aufenthaltes in Utschkulan wurde gerade das dreitägige Opfer- und Sühnfest Kurman-Bairam gefeiert, an welchem jeder Hausvater verpflichtet ist, für jedes Familienmitglied zum wenigsten ein Schaf zu schlachten; arme Leute, welche das nicht können, werden von den reicheren unterstützt. Dieses Fest verschaffte uns die Möglichkeit, so manches kennen zu lernen, was man sonst schwer zu sehen bekommt. Leider stand das Korn noch auf den Feldern, sonst hätten wir auch das Schauspiel eines Wettrennens haben können, was gewiß sehr interessant gewesen wäre, da die Karatschajer als tüchtige Dschigiten bekannt sind. Dagegen sahen wir Weiber und Mädchen im Putz.

¹ Die Gerste wird im Frühjahr ausgesät und im September geerntet.

² Das Welschkorn hat hier kleine Knollen und kleine Körner.

³ Großen Schaden richten die zahlreich vorkommenden Zieselmäuse (*Spermophilus musicus*) an, welche sich rasch vermehren.

Manche zogen gemeinschaftlich mit ihren Kavalieren zu Pferde zum Feste, die Damen saßen auf dem linken Knie der Männer, welche ihre Taille mit dem linken Arm umschlangen. Man sieht daraus, daß der Verkehr der Geschlechter ein sehr freier und ungenierter ist. Ein gleiches bemerkten wir auch, als der Starschina (Älteste) von Utschulan uns einlud, den Tänzen der Jugend zuzusehen, welche in einem größeren Hofe vor sich gingen. Der gebräuchliche Tanz ist eine Art Contretanz eines Burschen und eines Mädchens, während die anderen jungen Leute im Halbkreis eine Kette bilden, bis sie an die Reihe kommen; das Tempo ist ein langsames, der Tanz hat nichts von dem Feuer der kaukasischen Lesghinka. Die Musik machte ein Mädchen mit einer Handharmonika und spielte meist europäische Weisen, wozu zwei Kerle mit dummwichtiger Miene ihre Holzklappern auf einem Scheite aufschlugen, das sie vor sich hielten. Die meisten der tanzenden Paare zeigten sehr wenig Grazie und erinnerten in ihrem Auftreten und ihren Bewegungen mehr an Tanzbären. Mit großer Freude wurden die Süfsigkeiten entgegengenommen, welche wir den Tänzerinnen und Kindern spendeten. Mit einem kräftigen „tschoch saglo!“ (danke schön) verabschiedeten wir uns von der jungen Gesellschaft.

Wie bei anderen kaukasischen Völkern besteht auch in Karatschai der Brauch, die Braut zu stehlen; bei dem freien Verkehr der Geschlechter ist aber die Sache nicht so schlimm. Das Mädchen, welches gestohlen werden soll, wird von dem Liebsten stets über Tag und Stunde in Kenntnis gesetzt, sehr oft wissen auch die Eltern darum. Der Kalim beträgt 350 bis 1000 Rubel in Geld oder Vieh. Der Mollah erhält für die Trauung fünf Rubel. Nach der Hoch-

zeit bleibt die junge Frau einige Monate beim Mann, kehrt aber dann oft auf zwei Jahre zu den Eltern zurück und wird da vom Manne besucht. In dieser Zeit muß sie verschleiert gehen und darf sich namentlich den Männern aus der Verwandtschaft nicht zeigen. Die Karatschajer haben meist nur eine Frau; die Ehen sind mit Kindern reich gesegnet.

Eines Dinges sei Erwähnung gethan, welches uns in Karatschai sympathisch berührte, es ist die Pflege der Gräber, besonders der verstorbenen Männer. Abgesehen davon, daß die Begräbnisstätten mit Mauern aus aufgehäuften Steinen versehen sind, ist noch jedes Grab besonders eingeehgt, damit, wie uns der Führer sagte, Menschen und Tiere nicht darauf treten können. In Teberdinskaja z. B. sind über jedem Grabe 8—12 dicke Balken zu einem länglichen Viereck aufgebaut, in Kartdschjurt bemerkten wir eine Art von steinernen Sarkophagen oder aber hausartige Mausoleen, deren Giebel Spitzbogen bilden. Solche Pietät den Abgeschiedenen gegenüber verwischt einigermassen den unangenehmen Eindruck, welchen die Bewohner des Landes auf uns machen.

Das Volk besteht eigentlich aus vier Ständen, den „bi“¹, d. i. Fürsten, den Edelleuten, „ösden“, den Bauern, „asat“ und der Geistlichkeit. Die ersteren Unterschiede haben sich fast ganz verwischt, dagegen spielen die Mollahs in Utschkulan und Chursuk z. B. weniger durch ihre Stellung als durch ihre große Anzahl und ihre Intriguen eine große Rolle; man zählt ihrer nicht weniger als 160 in den beiden Gemeinwesen. Die meisten derselben sind aus Stambul.

¹ Auch die Bergtataren am Baksan haben ihre „bi“. So bedeutet z. B. Urus-bi russischer Fürst. Diesen Namen erhielt der Stammvater des Geschlechtes, weil er eine russische Abteilung befehligte.

Jedes sogenannte Quartal (ihrer sind viele) wählt seinen Mollah, der sein Amt versieht, so lange man mit ihm zufrieden ist, was in der Regel nicht lange dauert¹. Infolgedessen laufen abgesetzte Mollahs, welche die Hoffnung haben, wiedergewählt zu werden, und gegen ihre im Amt stehenden Kollegen auf jegliche Weise intrigieren, in Massen herum. Sie haben, des Amtes entsetzt, immer noch das Recht, religiöse Handlungen vorzunehmen, wobei um des lieben Brotes willen jeder dem anderen den Rang abzulaufen bemüht ist. Außerdem beschäftigen sich die Mollahs mit Schwarzkunst und verstehen mittelst verschiedener Amulette und Besprechungen allerlei Krankheiten zu heilen. —

Zum Schluss lade ich meine geduldigen Leser noch ein, mit mir einen Ritt zum Kuturtli-Gletscher zu machen und sich noch etwas in der herrlichen Gottesnatur zu erfrischen. Nach der grossen Reliefkarte des Kaukasus zu urteilen, liegt Utschkulan direkt am Fusse des Elbrus; dem ist aber nicht so. Es ist vielmehr zwischen den nächsten Vorbergen gelegen, und wir haben in gerader Linie noch gute dreissig Werst zurückzulegen, bis wir zum eigentlichen Fufs des gewaltigen Bergriesen gelangen. Es ist eine hochinteressante Tour, für welche ein guter Fufsgänger zwei Tage braucht; zu Pferd kann man den Weg hin und zurück in einem Tage zurücklegen, mufs sich aber auf gehörige Ermüdung gefasst machen. Während die nahen Umgebungen von Utschkulan wenig Anziehendes bieten — hohe Berge, über denen meist der Nebel lagert, nach Süden hin erblickt man den Utschkulan (11 704 Fufs) und Churscho (12 712

¹ Der im Amt stehende Mollah erhält von jedem Hof im Frühjahr einen Rubel, im Herbst ein Schaf; für Casualien wird besonders und in der Regel sehr gut bezahlt.

Fufs) — erfreuen unser Auge eine Menge landschaftlicher Schönheiten, wenn wir den Chursukfluß hinaufreiten. Wir passieren zunächst verschiedene Aule, unter welchen Ulu-Chursuk, d. i. Groß-Chursuk, der bedeutendste ist. Auf die Einladung des Starschina dieses Ortes, bei ihm einzukehren, konnten wir wegen Mangels an Zeit nicht eingehen. Der Elbrus, von welchem in Utschkulan bei klarem Wetter nur ein kleines Stück, das man mit der Hand zu decken kann, zu sehen ist, verschwindet jetzt ganz, dagegen eröffnet uns nach rechts das Thal des Ulukam das prächtige Panorama des Choti-tau und seiner Nachbarn. Im schönen Thal des reisenden Chursuk steigen wir allmählich aufwärts, der Weg und die zahlreichen Brücken sind in gutem Stand erhalten. Die Abhänge der steilen Bergwände sind zunächst nur mit Buschwerk (Wachholder und einer Unmenge von Berberitzen¹) bewachsen, später aber haben wir auf dem linken Ufer herrlichen Kiefernwald, in dessen Schatten die Heidelbeere gedeiht. Der Fluß, neben dem wir reiten, führt dem Ulukam ungeheuere Mengen Schneewassers von den Gletschern des Elbrus zu. Nachdem wir etwa 15 Werst zurückgelegt, verlassen wir das Thal; wir schneiden den großen Bogen ab, den der Fluß mit dem einen seiner Quellbäche, dem Kurkurtli-Kol macht. Hoch und steil geht es bergan im herrlichen Kiefernwald; die kräftigen Pferde trugen uns keuchend hinauf, auf den schlüpfrigen und steinigen Pfaden sicher auftretend; dann geht's wieder hinunter ins Thal. Bei einem Kosch machen wir kurze Rast, noch ist der Elbrus nicht zu sehen, nur die steilen Felswände, welche seine Gletscher einrahmen,

¹ Man bereitet aus den Beeren eine Art Limonade, oder ein Pulver, das eine schmackhafte Würze zum Schaffleisch abgiebt und sumach genannt wird.

starren zum Himmel empor, mit ewigem Schnee bedeckt. Das Gestein ist sehr verwittert und beständig rollen Steine den steilen Abhang herab. Noch 1—2 Werst im steinigem Thal aufwärts über alte Moränen, zwischen welchen wir mit Mühe den Weg suchen, dann wendet sich der Fluß links, da ist auch der Elbrus in seiner ganzen Pracht; wir reiten noch ein Stück weiter und stehen nun vor gewaltigen Steinwällen, den ehemaligen Endmoränen, tief durchfurcht in die Quere von den Wildbächen, die bei starkem Regen von den steilen Bergwänden herabstürzen. Man muß deshalb über mehrere Hügel und Thäler durch wüstes, wildes Gestein steigen, um dem Gletscher näher zu kommen. Derselbe ist früher viel weiter herabgegangen, wie sich die Väter unserer Führer noch deutlich dessen erinnerten. Jetzt endigt der Kukurtli in eine mächtige Eiskaskade von etwa 500 Schritt Breite, erweitert sich aber nach oben. Mit Geröll und Schmutz bedeckt macht er keinen sehr schönen Eindruck. Dagegen baut sich der Elbrus um so majestätischer darüber auf. Über dem Gletscher ragt eine steile, überhängende, gezackte Felswand empor, eine Seite des gewaltigen Kraters, den einst allem Anschein nach das ganze obere Kukurtli-Thal gebildet hat. Mächtige Lavablöcke und riesige Schwefelstücke (letzteren verdankt der Gletscher seinen Namen) liegen allenthalben herum. Auf die Felswand stützt sich die breite Schneekuppe des Mingi-Tau, im frischen weißen Gewand so unschuldig dareinschauend, als wüßte er nichts von den gewaltigen Verheerungen, die er hier einst angerichtet, da mächtige Bergriesen erbebten und in die Tiefe sanken und an der Stelle von Thal und Ebene ungeheure Bergmassen emporgehoben wurden. Ja mit Recht sagen die Bewohner der Berge, daß der Mensch der Ebene Gott nicht kenne. Hier in dieser furchtbar

grofsartigen Umgebung fühlt das Menschlein seine ganze Nichtigkeit und beugt sich vor der Majestät des Schöpfers. Verlockend nah, fast mit der Hand zu erreichen scheint der Gipfel, in gerader Linie ist die Spitze nicht drei Werst von uns entfernt. Aber wie viel Mühe und Zeit würde es uns kosten, diesen kleinen Raum zurückzulegen! Wir begnügen uns mit dem Anschauen des Erhabenen, der in seiner Majestät nur wenigen die Annäherung gestattet. Nachdem wir uns das grofse Bild tief in die Seele eingepägt, treten wir in gehobener Stimmung den Rückweg an. Utschkulan erreichten wir schon im Dunkel der Nacht. Am zweiten Tag gegen Mittag waren wir wieder in Newinomyfskaja. Beunruhigende, zum Glück übertriebene Nachrichten über den Lauf der Cholera in Transkaukasien beschleunigten unsere Rückkehr.

IV.

Die bedeutendsten Gletscher des kaukasischen Gebirges.

I.

Die Gletscher des großen kaukasischen Gebirges sind noch lange nicht alle bekannt, und von den bekannten nur wenige erforscht. Der Grund davon liegt neben der Unzugänglichkeit des Centralkaukasus vor allem in dem Umstand, daß eingehende Forschungen erst beginnen konnten, nachdem die wilden Bergvölker besiegt waren. Und das ist kaum 25—30 Jahre her. Seitdem aber wird an der Erforschung der Gletscher eifrig gearbeitet, und fast alljährlich erscheinen in russischen Fachjournalen Veröffentlichungen darüber. So finden wir auch in dem letzten Band der Bulletins der kaiserl. russ. geograph. Gesellschaft, Abteilung Tiflis, eine interessante, ca. 16 Druckbogen umfassende, Arbeit (in russischer Sprache) von M. N. Dinnik, dem bekannten Kenner des Kaukasus, unter dem Titel „Die gegenwärtigen und ehemaligen Gletscher des kaukasischen Gebirges“. Wir haben hier die Absicht, aus dieser Arbeit einen ausführlichen Auszug aus dem letzten

Kapitel zu geben, da das für weitere Kreise von Interesse sein kann¹.

Die größten Gletscher, von denen wir hier handeln werden, befinden sich im Kuban- und Terekgebiet, in Swanetien und der Ratscha. Hier sind zu nennen die Gletscher der Quellflüsse des Kuban, des Maruch, Dout und Kugurtlju; die Gletscher der Quellflüsse des Baksan: Asau und Adyl; die Gletscher der Tschegem und die des Tscherek-Tschacho: Ulu-Aus, Mischigri und Bisingi; die Gletscher am oberen Tscherek in Balkarien: Dych-Ssu, Agschtan und Schtulu oder Karassu; die Gletscher des Uruch: Charwes, Tana, Bartu, Karagom und Fastak; die Gletscher des Adai-Choch: Zei und Rekom; der Dewdoraki-Gletscher am Kasbek; die Gletscher von Swanetien: Adych, Truiber und andere, und endlich die Gletscher der Quellflüsse des Rion: Sopcheturi und Tscheschuri.

Wir beginnen mit dem Gletscher des Flusses Maruch. Dieser Fluß bildet zusammen mit dem Aksaut den „kleinen Scentschuck“, Zufluß des Kuban. Gerade südlich von den Quellen des Maruch ist die Hauptkette des Kaukasus sehr hoch und mit ungeheueren Schneemassen bedeckt, während sich nach Südosten ein ziemlich langes und breites Thal hinzieht, in welchem der Maruch-Gletscher liegt. In diesem Thale kann man noch im Hochsommer zahlreiche Reste von Schneelawinen finden, durch welche sich der Fluß Tunnel durchreißt.

Diese Menge von Schneelawinen weist auf große Anhäufungen von Schnee in diesem Teile des Gebirges hin; das ist aber auch der Grund der bedeutenden Gletscher-

¹ Neue Aufschlüsse über die kaukasische Gletscherwelt sind von Hrn. Merzbacher, dem vorzüglichen Kenner der kaukasischen Alpen zu erwarten. Sein großes Werk über den Kaukasus wird in Bände erscheinen.

bildung. Der Gletscher Maruch ist wohl der grösste des Kubangebietes. In $1\frac{1}{2}$ Stunden kann man denselben der Länge nach begehen, er wird also wohl nicht über fünf Werst lang sein. Eine Werst vom unteren Ende entfernt, misst er in die Breite 400 Saschen, an anderen Stellen gegen eine Werst. Seine Oberfläche ist ziemlich rein und verhältnismässig glatt. Da und dort finden sich bedeutende Spalten.

Große Moränen umgeben den Gletscher und weisen auf seine bedeutende Verringerung hin. Auf dem rechten Ufer ziehen sie sich in einigen Parallelreihen hin in einer Höhe bis zu 10 Saschen.

Man gelangt von der linken Seite ohne große Schwierigkeit auf die Eisfläche. Im Jahre 1877 ging General Babitsch mit Gebirgs-Artillerie und einigen Kosaken-Sotnien über den Gletscher.

An den Quellen des Dout, eines Zuflusses des Kuban, liegt ein nicht sehr großer, aber sehr schöner Gletscher ersten Ranges. Man nennt ihn Dout. Er ist 2–3 Werst lang und etwa $\frac{1}{2}$ Werst breit; der größere Teil seiner Oberfläche steigt sanft an, nur am Ende fällt er steil ab und endigt mit einer hohen, fast senkrechten Eiswand. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre befand sich hier eine ungeheuere Grotte, deren Gewölbe sich aus reinem, blaugrünem Eis aufbaute und sehr schöne, wenn auch nicht regelmässige Umrisse hatte. Das Flüschen, welches aus derselben hervorkommt, ist der Hauptquellfluss des Dout.

Die Oberfläche des Gletschers ist grösstenteils rein, stellenweise mit Felsbrocken und Schmutzstreifen bedeckt. In seiner Mitte gähnen viele bogenförmige Risse, weiter oben hat der Gletscher durch eine Menge emporstarrender Eiszacken und tiefe Spalten ein wildes Aussehen. Noch

höher dehnen sich die Firnfelder aus. Von den Seiten stossen mit dem Doutgletscher einige nicht bedeutende steil-abfallende Firngletscher zusammen. Die Moränen bieten nichts besonderes.

Der Kugurtljugletscher kommt vom Elbrus herab; ihm entspringt der Flufs gleichen Namens, der in den Kuban fällt. Dieser Gletscher ist schwer zugänglich. Etwa eine Werst unterhalb seines Endes mufs man vom Pferd steigen und auf einem sehr ermüdenden Pfad emporklettern. Eine Endmoräne von etwa 500 Schritt Länge und 200 Schritt Breite rahmt das Ende ein und besteht aus mächtigen Brocken der verschiedensten Gesteinsarten. Da und dort bahnen sich wilde Bergbäche Bahn durch diesen Wall und bilden eine Unzahl von Wasserfällen. Das Ende des Gletschers selbst ist mit gewaltigen Felsstücken bedeckt, zwischen denen das aus dem Gletscher hervorkommende Wasser durchbricht. Sie hängen in gefahrdrohender Lage auf der steil ansteigenden Eiswand, in welche der Gletscher endigt. Als Dinnik im Juli 1879 denselben besteigen wollte, mufsste er etwa 150 Schritt weit Stufen in das Eis hauen, nachher wurde der Aufstieg leichter.

Der Kugurtlju hat in seinem unteren Teil eine Breite von 400—500 Schritt, wird aber nach oben zu merklich breiter; seine Länge beträgt $1\frac{1}{2}$ —2 Werst; am Anfang teilt er sich in zwei mehr oder weniger unter sich verbundene Eisfelder. Seine Oberfläche bietet nichts Besonderes; im unteren Teil ist sie mehr oder weniger schmutzig und mit kleineren und gröfseren Felsblöcken bedeckt; je weiter man nach oben kommt, desto reiner wird sie; eine Werst vom unteren Ende ist das Eis völlig klar. Die Spalten sind meist sehr klein und nur an einer Stelle auf der rechten Seite gähnen zahlreiche und sehr grofse Spalten. Die Seiten-

moränen, aus feinem Geröll bestehend, ziehen sich in mehreren Reihen hin und liegen theils auf dem Gletscher selbst, theils zur Seite desselben. Der obere Teil ist von allen Seiten von hohen zerrissenen Felsenzacken umgeben; vielleicht sind sie die Überreste eines alten Kraters des Elbrus.

In der Endmoräne des Gletschers stößt man häufig auf Blöcke von zwei und mehr Pud Gewicht, welche aus Schwefel, weißen Quarzkörnern, Trachyt und anderen Mineralien zusammengesetzt sind. Dem häufigen Vorkommen des Schwefels verdankte der Gletscher und das Flüschen ihren Namen (Kugurt bedeutet „Schwefel“). Ohne Zweifel hat sich dieser Schwefel an den Wänden des Kraters zu einer Zeit angesetzt, als seine vulkanische Thätigkeit noch nicht ganz aufgehört hatte. Der Asaugletscher gehört zu den großen, aber nicht zu den größten Gletschern des Kaukasus, wie man früher annahm. Er wird genährt von dem Schnee des südlichen Abhangs des Elbrus und des östlichen Abhangs des Choti-Tau, welcher den Elbrus mit der Hauptkette verbindet. Der Asau unterscheidet sich von den meisten anderen Gletschern des Kaukasus dadurch, daß er aus einer beträchtlichen Anzahl verschiedener Eisströme sich zusammensetzt. In dieser Beziehung erinnert er an das Mer de glace und den Aletschgletscher der Schweiz, ist aber viel kleiner als diese. Sein unterer Teil ist ziemlich schmal und betrug im Jahre 1881 nicht mehr als 100 Saschen. Damals stellte er eine mälsig ansteigende Fläche dar, durchfurcht von einer Menge von Spalten. Sein unteres Ende war 300—400 Saschen vom Fichtenwald entfernt. Zu Ende der siebziger Jahre endigte er in einer Höhe von 7630', im Jahre 1849 in einer Höhe von 7350' über dem Meer. Im Jahre 1881 waren seine Endmoränen sehr gering,

was auf sein Zurückweichen um diese Zeit hinweist. Etwa zwei Werst oberhalb des Endes wird der Asau bedeutend breiter, noch $1-1\frac{1}{2}$ Werst weiter oben ist er über eine Werst breit. Die Seitenmoränen des linken Ufers sind sehr groß, sie liegen teils auf dem Eise selbst, teils auf der Seite und bilden einige hohe parallele Hügelreihen. Auf dem Eise bedecken sie einen Raum von ca. 100 Schritt Breite. Das rechte Ufer des Gletschers dagegen stößt fast direkt an steil aufsteigende Felsen und hat Moränen von ganz geringer Breite. Der Asau bildet sich aus vier Armen, von denen zwei vom Elbrus herabkommen, einer vom Choti-Tau und einer von den am rechten Ufer sich auftürmenden Bergen. Obgleich einer der vom Elbrus ausgehenden Arme wahrscheinlich länger ist als die anderen, so kann man doch das Eisfeld am Choti-Tau für den Anfang des Gletschers halten. Im oberen Teil geht er ohne bemerkbare Grenze in ein ungeheueres Schneefeld über, welches einige Werst breit und lang ist. Von rechts vereinigt sich etwa 3 Werst oberhalb des Endes mit dem Hauptstrom ein kleiner ausgebauchter Zweig von weniger als $1\frac{1}{2}$ Werst Länge mit unbedeutenden Moränen; die beiden Seitenzweige, welche vom Elbrus kommen, sind beträchtlich größer. Der untere ist nicht sehr groß, liegt in einer engen, felsigen Schlucht und zeichnet sich durch die große Anzahl von Querspalten aus; an einer Stelle desselben bemerken wir eine große Eiskaskade, welche den Gletscher völlig unterbricht. Unterhalb dieser Stelle setzt er sich in einer ebenen Fläche fort, welche in den Hauptstrom einmündet. Der obere Zweig ist bedeutend länger, aber sehr eng; er entspringt den ausgebreiteten Schneefeldern, welche von dem Gipfel des Elbrus selbst herabkommen. Er ist sehr zerklüftet und besteht an vielen Stellen nur aus Eisfeilern und Eiszinken, welche

durch gewaltige Abgründe getrennt sind. Seitenmoränen sind nicht zu bemerken.

Der Adyl oder Schchildi liegt im Oberlauf des Adyl, eines Zuflusses des Baksan von der rechten Seite. Das ist ein ungeheurer, schwer zugänglicher Gletscher. Gegenüber seinem obersten Teile erhebt sich der gewaltige Uschba. Der Adyl entsteht aus zwei Armen, deren einer von dem östlichen, der andere vom westlichen Abhang des Bergriesen herabsteigt. Der Hauptstrom entsteht durch die Vereinigung beider Arme und hat eine Länge von 6—7 Werst bei beträchtlicher Breite. Wir haben hier einen der größten kaukasischen Gletscher vor uns, der auch in der Hinsicht sehr bemerkenswert ist, daß er zunimmt, während alle anderen kaukasischen Gletscher zurückgehen.

Zu Anfang der sechziger Jahre, so erzählen die dortigen Anwohner, stürzte auf den Teil des Gletschers, wo sich die beiden Arme vereinigen, ein riesiger Felsen, der sich mehrere 1000' hoch über demselben erhoben hatte; sein Gewicht betrug Billionen von Pud. Der Fels schlug an den benachbarten Berg an, wodurch sich ein gewaltiges Stück des letzteren ablöste, während er selbst in tausend Brocken zerfiel, welche in ungeheurer Masse auf den Gletscher und über Felsen ins Thal hinabrollten; der ganze Gletscher war in einer Länge von 7 Werst mit Schutt und Felsstücken bedeckt. Im Thale vernichtete der Steinesturz den hohen Fichtenwald auf 4 Werst weit; ebenso verschwand ein großer Heuschlag unter den Steinen. Das Getöse, das Beben der Erde und die Staubwolken waren so mächtig, daß die Einwohner der benachbarten Aule glaubten, das Ende der Welt sei gekommen.

Achtzehn Jahre nach der Katastrophe, im Jahre 1881, war fast der ganze Gletscher noch mit Steinen und Schutt

bedeckt und kein Eis zu sehen; nur die kleinen Nebenarme waren rein.

Der Grund, warum der Adyl, im Gegensatz zu den anderen kaukasischen Gletschern, vorrückt, ist folgender; durch die dichte Schichte von Steinen und Schutt war der Gletscher gegen die Einflüsse der Sonnenstrahlen und der warmen Luft geschützt und das Tauen bedeutend verlangsamt. Die dadurch erzeugte Zunahme des Gletschers an Umfang und Gewicht, sowie der Druck der Steinmassen, mußten sein Vorrücken verursachen.

Das Ende des Adyl liegt nach Abich in einer Höhe von 7362'.

Im Quellgebiete des Tschegegem befinden sich einige Gletscher, von welchen man bis auf die neueste Zeit nichts wufste. Erst im vorigen Jahr hat ein Herr Schukoff dieselben beschrieben. Der bedeutendste von ihnen ist der Schaurtu mit einer Längenausdehnung von 7 Werst; er läuft mit der Hauptkette fast parallel, hat eine Breite von 250 Saschen, wird aber nach oben zu noch breiter und teilt sich dort in zwei Arme. Er geht ziemlich tief herab, nämlich bis 7294' über dem Meer, und ist den Gletschern ersten Rangs beizuzählen.

In der Nachbarschaft des Schaurtu stoßen wir auf die Gletscher Tjutjurgu und Kulak. Der erstere liegt im Quellgebiet des Flüsichens gleichen Namens und kommt in drei Armen von dem Gebirgskamm Kargaschili-Tau (ein hoher Ausläufer des Hauptkammes, welcher die Thäler des Tschegegem und Tscherek trennt) herab; er ist $3\frac{1}{2}$ Werst lang und endigt 9704' über dem Meer. Der Kulak ist der schönste Gletscher in dieser Gegend, er ist in ein tiefes Thal eingebettet, welches dem Hauptkamm parallel zieht. Am unteren Ende ist er ziemlich eng (ca. 110 Saschen breit),

erbreitert sich aber nach aufwärts bedeutend. In seiner Mitte ragt aus dem Eis ein Felsenvorsprung hervor, auf dessen beiden Seiten mächtige Eiskaskaden herabstürzen. Oberhalb dieser Stelle ist die Steigung mäßig und die Oberfläche ganz rein; der untere Teil dagegen ist so sehr unter Steinen versteckt, daß man nicht darauf käme, hier einen Gletscher zu vermuten, wenn nicht gewaltige Spalten darauf hinweisen würden. Die Endmoräne stößt an einen mit hohem Fichtenwald bedeckten Hügel, welcher seinerseits auch nichts anderes, als eine alte Moräne darstellt.

Der Mischirgi kommt von den ungeheueren Schneefeldern auf dem Nordabhang des Dych-Tau und des Kammes herab, welcher zwischen Dych-Tau und Koschtan-Tau sich erstreckt. Dieser Gletscher hat mit seinen Firnfeldern eine Länge von ca. 9 Werst. Oben hat er eine Breite von einer Werst, verengert sich dann auf 400 Saschen und in seiner Mitte sogar bis auf 180 Saschen, wird aber dann wieder breiter. Im unteren Teil ist er ungemein abschüssig; tiefe Spalten durchlaufen ihn nach allen Richtungen; er endet in einer Eiskaskade von ca. 60 Saschen Höhe. Im unteren Teil stellt der Gletscher auf beiden Seiten hohe Eiswände dar, welche durch Spalten in einzelne Eispfeiler und Eiszacken geteilt sind. Hier ist der Gletscher in keiner Weise passierbar, ja es ist sogar gefährlich, sich ihm zu nähern, da beständig Stücke von 100 und 1000 Pud Schwere herabstürzen. Auf der fünfwerstigen Karte des Kaukasus vom Jahre 1870 ist dieser ungeheuere Gletscher nicht einmal eingetragen. Sein Ende liegt 7422' über dem Meer.

Der Koschtan-Tau speist noch einen anderen Gletscher, den Ulu-Aus, dessen Länge ohne die Firnfelder ca. 3 Werst beträgt; er ist im Durchschnitt 300 Saschen breit und nimmt einige Firngletscher auf der rechten Seite auf. Der Ulu-

Aus, stellt einen ziemlich steilen Bogen dar, dessen konkaver Teil nach Nordwesten schaut. Hier entspringt das Flüschen Dumala, ein Zufluß des Tscherek. Das Eis erreicht eine Dicke von 41 Saschen, während die Länge des Gletschers mit den Firnfeldern zusammen 7 Werst beträgt.

II.

Der bedeutendste Gletscher genannter Gegend ist der Bisingi oder Ulu-Tau-Tschiran im Quellgebiet des Tscherek-Tschacho. Das ist wohl der größte Eisstrom im ganzen Kaukasus, der mit seiner Länge von 17 Werst dem größten Alpengletscher, dem Aletsch, nichts nachgiebt. Nur im unteren Teil ist der Bisingi sehr eng, weiter nach oben wird er eine Werst und mehr breit. Im Jahre 1881 war dieser Gletscher, als Dinnik ihn besuchte, in der Periode des Rückganges. Er war, nach den Endmoränen zu urteilen, in den letzten 20 Jahren um $1\frac{1}{2}$ Werst kürzer geworden, ebenso hatte er in Breite und Dicke abgenommen; die rechte Seitenmoräne im unteren Teil des Gletschers stand um $\frac{1}{2}$ Werst vom Eise ab, während die Mächtigkeit des Eises sich um ganze 200' verringert hatte. Abich bestimmte in den siebziger Jahren das Ende des Bisingi mit 6583' über dem Meere.

Gleich zu Anfang teilt sich der Bisingi in zwei Arme, von denen der östliche länger ist als der westliche. Von ihrer Vereinigung an zieht sich der Eisstrom etwa 10 Werst weit hin, bei einer mittleren Breite von 400 Saschen. Die kolossalen Seitenmoränen bilden einige parallele Reihen und erreichen eine Höhe von 15—20 Saschen. Sie weisen ebenfalls auf eine bedeutende Verringerung des Gletschers im Laufe der letzten 20—30 Jahre hin. Sehr bemerkenswert ist auch die Oberfläche des Gletschers. In dem mittleren

und oberen Teil ist er ziemlich rein, besonders in der Mitte, welche eine fast ganz weiße Wölbung bildet infolge des seitlichen Druckes auf das Eis. Tiefe Spalten durchfurchen den Gletscher nach allen Richtungen. An einer Stelle treffen wir ihrer eine solche Masse, daß das Eis sich in eine Menge von Eisfeilern und Eispyramiden verwandelt, über welche man in keinerlei Weise hinwegsetzen kann. Die Spalten im Gletscher haben in der Mitte eine Breite von 15—20' und eine Tiefe von mehreren hundert Saschen. Einige Vertiefungen und Spalten zwischen den Eishügeln sind mit Wasser gefüllt und bilden kleine Seen. Hier bemerken wir eine große Anzahl von engen, aber sehr tiefen Brunnen, mit Wasser angefüllt, das eine für das Auge ungewein angenehme blaugrüne Farbe hat, was von der Farbe der Eiswände herrührt. Eine Unmasse von Wasserfällen, Mühlen und Eistischen schmücken die Oberfläche des Gletschers. Einige der Tische haben bedeutende Größe. So besteht z. B. einer derselben aus einem Granitblock von einigen 1000 Pud auf einem Eisfuß von 1½ Saschen Höhe. Daneben stehen Hunderte von kleineren Tischen. Besonders bemerkenswert und schön sind die Sandhügel. Auf der rechten Seite stehen etwa auf der Mitte des Gletschers 10—20' hohe Eiskegel und Pyramiden mit einer dünnen Schicht grauen Schuttes bedeckt, unter welchem überall das blaugrüne Eis durchschimmert. Auf der Oberfläche fließen zahlreiche Bächlein und bilden Wasserfälle.

Der Gletscher Bisingi ist leicht zugänglich. Von dem linken Ufer (westlich) ritt Dinnik denselben hinauf und mußte nur an wenigen Stellen absteigen; ebenso durchquerte er ihn zu Pferd. Im unteren Drittel sind wenig Spalten, dagegen treffen wir deren um so mehr in der Mitte und im oberen Teil. Der aus dem Gletscher hervor-

kommende Tscherek ist gleich von Anfang so groß, daß man ihn nicht durchreiten kann. Rechts vom Gletscher wächst ein Wäldchen, bestehend aus Birken, Vogelbeerbäumen, Weiden etc.

Der Bisingi ist in eine sehr tiefe Schlucht eingebettet, die von allen Seiten von gewaltigen Bergriesen umrahmt ist. Um diesen Gletscher gruppieren sich die nach dem Elbrus höchsten Gipfel des Kaukasus; vier von ihnen überrreffen den Kasbek an Höhe. Von Süden stößt die Schlucht an den Hauptkamm mit dem Schechara (17 038 Fufs), dem Dschanga-Tau (mit 16 657 Fufs) und Katyn-Tau (mit 16 296 Fufs); im Südosten erhebt sich der Kamm, aus welchem der Dych-Tau (17 095) und Koschtan-Tau (16 925 Fufs) aufsteigen; im Nordwesten die Kette des Karga-Schili-Tau, der ebenfalls mit ewigem Schnee bedeckt ist.

An Schönheit und grausiger Majestät übertrifft diese Schlucht alle anderen im kaukasischen Gebirge. In den Alpen ist kein einziger Ort, der sich auch nur annähernd mit dieser großartigen Landschaft messen könnte.

In Balkarien, das ist dem Quellgebiete des sogenannten balkarischen Tscherek, sind zwei große Gletscher zu verzeichnen: der Dych-Ssu und Agschtan. Ersterer giebt dem Bisingi an Größe wenig nach. Er liegt in einer schrecklich wilden, engen und felsigen Schlucht, wo man nur zu Fufs mit Mühe durchkommen kann. Sie ist so wild nicht nur in der Nähe des Gletschers, sondern auch in ihrem unteren Teil. Vom Thal aus sieht man den Gletscher, wenn man sich ihm auf zwei Werst genähert hat. Hier stellt sich sein Ende als ein hoher, abschüssiger, grauer Vorsprung dar, ganz mit Steinen und Schutt bedeckt. Die Breite desselben beträgt hier nicht über 300 Schritt, weiter oben aber wird die Fläche bedeutend breiter, zwei Werst

oberhalb des Endes beträgt die Breite schon 500 Saschen. Der Dych-Ssu ist fast ebenso lang wie der Bisingi. Der Hauptarm des Gletschers stellt einen massiven, fast geraden Eisstrom von 9 Werst Länge dar; aber weiter oben ziehen sich noch einige Werst weit mehr oder weniger unter sich zusammenhängende Gletscherfelder hin. Wenn man als den Anfang des Gletschers die Spitze des Schchara annimmt, so beträgt seine Länge mit den Firnfeldern zusammen nicht weniger als 14 Werst. Er zieht parallel der Hauptkette fast in gerader Richtung von Osten nach Westen; er beginnt in dem spitzen Winkel, den der Hauptkamm mit der Kette bildet, welcher der Dych-Tau und Koschtan-Tau entstehen. Er liegt also in der Nähe des Bisingi, aber auf der anderen Seite der erwähnten Kette. In ihrem oberen Teil stoßen die beiden Gletscher fast zusammen, und die Schneefelder des Schchara, welcher den Knotenpunkt zwischen dem Haupt- und Nebenkamm bildet, speisen beide Eisströme. Der Dych-Ssu beginnt mit einigen Schnee- und Eisfeldern, die sich viele Werst weit hinziehen und bildet bald mehr oder weniger steile Abhänge, bald schreckliche Abgründe, Vorsprünge und Eiswände. Eines jener Felder erstreckt sich fast bis zum Gipfel des Dych-Tau, das ist in horizontaler Projektion 7 Werst weit, in Wirklichkeit aber ist die Entfernung viel bedeutender; die Eisfelder am Schchara bedecken dagegen ein Gebiet von 6 Werst in die Breite und Länge. Mit dem Dych-Ssu-Gletscher stoßen noch zwei seitliche Gletscher zusammen; einer von ihnen, der Ailama, kommt von den gewaltigen Schneefeldern des Hauptkamms herab, seine mittlere Breite beträgt etwas mehr als eine halbe Werst.

Die Oberfläche des Dych-Ssu ist auffallend wild, bald starren gewaltige Eisberge empor, bald gähnen schreckliche

Abhänge uns entgegen; letztere finden sich besonders in den Seitenmoränen in großer Anzahl. Die linke Seite des Gletschers ist vom Ende fast bis zur Hälfte mit Steinhaufen und Schutt bedeckt; solche Schutthügel treffen wir auch an anderen Stellen. Im allgemeinen ist die rechte Seite des Gletschers viel reiner, die Mitte selbst fast ganz klar. Das alles bezieht sich auf die untere Hälfte des Gletschers; die obere Hälfte stellt einen fast ganz reinen Eisstreifen von einer Werst Breite und fünf Werst Länge dar; ganz oben erbreitert sich die Eisfläche bis auf 2 Werst.

Der Dych-Ssu ist viel schwerer zugänglich und viel wilder als der Bisingi, aber weit nicht so schön, wie dieser. Wir sehen auf ihm weder so hübsche Seen, noch Tische, noch Sandhügel wie auf dem Bisingi. Seine Moränen sind auch viel kleiner, was mit der Steilheit der Abhänge der Schlucht zusammenhängt, an welchen sie sich nicht lange halten können.

Der Gletscher Agschtan gehört zu den sehr großen und auffallend schönen Gletschern. Er ist, die Firnfelder nicht gerechnet, gegen fünf Werst lang, mit diesen zusammen acht bis neun Werst. Am Ende beträgt seine Breite 300 Saschen, weiter oben eine Werst und darüber. In der Mitte und höher nimmt die Breite bis auf zwei und drei Werst zu und geht zuletzt in die gewaltigen Schneefelder über, welche mit dem Gletscher zusammen eine Fläche von über 20 Quadratwerst einnehmen.

Die Moränen des Agschtan sind verhältnismäßig unbedeutend. Auf dem rechten Ufer, wo der Gletscher an senkrechte Felswände stößt, ist kaum eine Spur derselben zu entdecken; solche sind nur vorhanden an den Stellen, wo die Abhänge weniger steil sind. Auf der linken Seite treffen wir Moränen nur im unteren Teil, der obere Teil

dagegen vereinigt sich unmerklich mit den ungeheueren Schneefeldern, welche den Gletscher speisen.

Der Agschtan hat wohl von allen kaukasischen Gletschern das reinste Eis. Auf seiner Oberfläche sind weder Schutt noch Steine zu bemerken; darum ist der Anblick des zwischen hohen Felsen eingebetteten Gletschers ungewöhnlich malerisch. Noch schöner und origineller zeichnet sich derselbe von unten, vom Thalgrund des Ak-Ssu aus gesehen. Die hohen, spitzigen, grünblauen Eispfeiler, welche auf dem steilen Vorsprung eines riesigen Felsens, wo der Gletscher endigt, zum Himmel emporstarren, haben ein so ungewöhnliches und originelles Ansehen, daß ein Mensch, welcher wenig Gletscher gesehen hat, sie kaum für Eis hält.

III.

Sehr interessant ist auch der Schtulu (auch Karassu und Gesewzik genannt); er liegt ebenfalls in Balkarien. Er steigt ziemlich tief herab und gehört daher zu den Gletschern ersten Ranges; seiner Größe nach zählt er unter den mittelgroßen. Der untere Teil mißt in die Breite etwa $\frac{1}{2}$ Werst, je weiter wir nach oben kommen, desto breiter wird das Eisfeld; in der Mitte ist er schon eine Werst breit, weiter oben noch mehr; die ganze Länge beträgt 3—4 Werst.

Das untere Ende ist mit Steinen und Schutt bedeckt, unter welchen übrigens das Eis da und dort hervorschaut; weiter nach oben finden wir fünf mehr oder weniger regelmäßige Moränen auf dem Eis. Dieser Umstand weist daraufhin, daß sich der Schtulu aus vier mehr oder weniger selbständigen Armen gebildet hat. Wenn wir aufwärts blicken, so bemerken wir, daß sich im unteren Teil mit dem Gletscher ein enger, aber ziemlich langer Arm vereinigt; von der Vereinigung desselben mit dem Hauptarm

zieht sich eine große Moräne hin, welche die linke Seite mit Schutt bedeckt. Es ist das die größte Mittelmoräne. Die drei anderen Arme des Gletschers stoßen weiter oben zusammen, nämlich am Beginn der Firnfelder, sie sind durch zwei niedrige Felsgrate geschieden, welche wenig über Eis und Schnee hervorragen. Diese Felsgrate setzen sich abwärts in Gestalt von Moränen fort. Auf diese Weise entstehen drei Mittelmoränen, zu welchen sich noch zwei Seitenmoränen gesellen. Da wo das Flätschen Kara-Ssu dem Gletscher entspringt, hat sich eine sehr schöne Grotte von solchem Umfange gebildet, daß man in derselben bequem ein zweistöckiges Haus unterbringen könnte.

Der Schtulu ist leicht zugänglich; über denselben führen zwei Wege: einer von Balkarien zum oberen Rion, der andere nach Swanetien.

Von den Gletschern Digoriens sind bemerkenswert Karagom und Tana, sowie Bartu und der Uruchgletscher.

Der Uruch oder Charwesgletscher gehört zu den Gletschern ersten Ranges, ist aber von mittlerer Größe. Mit Ausnahme des untersten Teiles (mit einem Fall von 30°) steigt er mächtig an; hinter dem ersten steilen Absturz folgt eine ziemlich ebene Fläche von 12° Steigung; weiter oben scheint der Gletscher fast horizontal und hat eine Neigung von 7°. Die reine glatte Oberfläche mit so geringem Fall und die Abwesenheit von Spalten erlauben hier, wie auf einer Straße zu gehen.

Im oberen Teil geht der Charwes in vier kurze Gletscherfelder über, die ganz mit Schnee bedeckt, keinerlei Moränen aufweisen. Das nördliche Feld ist das längste und stellt eine fast ununterbrochene Reihe von Spalten, Gruben und Abgründen dar, die übrigen haben glatte Oberfläche. Die Länge des ganzen Eisstroms beträgt gegen

vier Werst bei einer mittleren Breite von etwa $\frac{1}{2}$ Werst. Nach den Messungen Abichs endigt er in einer Höhe von 8500 Fufs. Seine Moränen stellen nichts besonderes dar.

Der Tana ist einer der größten Gletscher im Kaukasus; ihm entspringt die Tana, ein Zuflufs des Uruch. Eigentlich setzt sich der Tana aus drei abgesonderten Gletschern zusammen, welche beträchtliche Ausdehnung haben. In dieser Beziehung unterscheidet er sich von den meisten Gletschern des Kaukasus, welche gewöhnlich einen einzigen durchgehenden Eisstrom darstellen, der sich, wenn er sich überhaupt teilt, erst in seinem oberen Teile an den Firnfeldern verzweigt. So erinnert der Tana an den Asau und Schtulu, welche er aber an Gröfse übertrifft.

Der rechte Arm des Tana ist ziemlich lang, aber nicht breit, besonders in seinem unteren Teil. Er bildet einen großen Bogen und ist nach seiner Vereinigung mit dem Hauptstrom ziemlich eben, während er in der Mitte und oben aus einer unzähligen Masse von Eisfeilern, Zinken und Pyramiden besteht, zwischen welchen tiefe Abgründe gähnen. Der Mittelarm ist bedeutend breiter als der genannte. Er stellt ein weites Feld dar, welches von zahlreichen Spalten durchfurcht ist. Der linke Arm ist ebenfalls sehr lang und breit, er bietet dem Auge bis zu seinem Einflufs in den Mittelarm ein unentwirrbares System von Zacken, Spalten, Gruben, Schlünden und Eiskaskaden dar. Die beiden letztgenannten Arme haben keine Moränen, auch auf dem rechten Arme sind solche kaum zu bemerken. Deshalb finden wir dieselben auch fast nicht auf dem vereinigten Gletscher.

Vom Vereinigungspunkte zieht ein ungeheures Gletscherfeld abwärts. Die beiden letztgenannten Arme sind von weitem sehr gut zu sehen; der rechte Arm taucht erst

auf, wenn wir den Gletscher selbst betreten. Der untere Teil ist einige Werst lang bei einer Breite von etwa einer Werst. Er endigt in einem sehr steilen Abfall von 30 bis 40° und ist mit riesigen Steinmassen bedeckt; dahinter folgt eine etwas mäfsiger ansteigende Fläche (ca. 10°) und ist ebenfalls mit Steinen und Schutt beworfen; noch höher bis zu der Stelle, wo sich der Strom teilt, haben wir eine mäfsig ansteigende Fläche mit reinem und glattem Eis. Der Gletscher hatte nach allen Anzeichen früher eine viel gröfsere Ausdehnung.

Wenn wir vom Karagom eine kurze Strecke nach Westen gehen, stofsen wir auf den Bartu, dessen unterer Teil eine schmale Eiszunge von 100 Saschen Breite und $\frac{3}{4}$ Werst Länge bildet; von da an wird der Gletscher immer breiter und misst bald eine Werst in die Quere. Seine Länge beträgt mit den Firnfeldern zusammen gegen fünf Werst. Das untere Ende ist ziemlich eben, im Mittelteil ist ein Vorsprung, wo der Gletscher ausbiegt und eine Menge Querspalten bildet; weiter oben ist die Steigung mäfsig, aber wir bemerken hier ebenfalls unzählige Spalten; ganz oben teilt sich der Strom in zwei gröfsere und zwei kleinere Arme. Da wo sich die ersteren vereinigen, beginnt eine unbedeutende Mittelmoräne. Der gröfste Arm, der westliche, hat eine Länge von gegen zwei Werst.

Der Karagom gehört zu den allerbedeutendsten Gletschern; er steigt tiefer herab, als alle anderen kaukasischen. Sein Ende liegt 5702 Fufs über dem Meer (keiner der kaukasischen Gletscher geht tiefer als 6000 Fufs). Wenn man das Schneefeld auf dem Westabhang des Adai-Choch für den Anfang des Gletschers nimmt, so erreicht er in horizontaler Projektion 14 Werst, in Wirklichkeit ist er jedoch viel länger. Er steht also in dieser Beziehung

nur dem Bisingi nach und kommt etwa dem Dych-Ssu gleich. Freshfield und E. Favre behaupten, daß unter allen Gletschern der Schweiz nur der Aletsch den Karagom übertreffe. Der untere Teil des Gletschers liegt einige Werst weit zwischen bewaldeten Abhängen (Birken und Fichten) und ist vom Aul Noakau (?) nur fünf Werst weit entfernt. Das untere Ende hat eine Breite von ca. 450 Meter, eine Werst aufwärts ist er schon 300 Saschen breit; am oberen Ende beträgt die Breite $1\frac{1}{2}$ Werst; hier geht der Gletscher allmählich in einige durch Felsengrate getrennte Schneefelder über. Mittelmoränen sind nicht vorhanden, dafür sind die Seitenmoränen um so bedeutender. Besonders schön ist die rechtseitige Moräne. Sie besteht aus einem weißen Schuttwall von etwa 60 Saschen Höhe; die linksseitige Moräne weist ebenfalls eine beträchtliche Höhe auf, hat aber dunkle Farbe.

Die Farbe des Eises ist ungemein zart. Nirgends sonst im Kaukasus sieht man so schöne Spalten und so durchsichtiges Eis. Der untere, keilförmige Teil hat ziemlich ebene Oberfläche, dann kommt eine an Querspalten reiche Strecke, hierauf wieder eine ebene, sanft ansteigende Fläche, zuletzt aber ein endloses Labyrinth von Abgründen, welches sich über den größten Teil des Gletschers und seine Firnfelder bis zu den Gipfeln des Gebirges fortsetzt. Etwa in der Mitte des Gletschers stoßen mit demselben zwei Seitenarme zusammen.

Aus der großen Eisgrotte am Ende des Gletschers stürzt mit betäubendem Getöse das Flüschen Karagom hervor. Im Quellgebiet des genannten Flüschen stoßen wir noch auf einen beträchtlichen Gletscher, den die Anwohner Fastak-Tschete nennen. Er liegt zwischen dem Bartu und Karagom, und ist vier Werst lang bei bedeutender Breite.

Über denselben führt der Weg aus Digorien in die Ratscha. Sein unteres Ende ist wenig steil und fast nicht bemerkbar, da es ganz mit Steinen und Schutt bedeckt ist. Mit dem Hauptstrom des Fastak verbinden sich drei Nebenarme, von welchen einer von rechts, die beiden anderen von links einmünden. Das Flüschen, welches dem Gletscher entspringt, stößt auf seinem Wege auf die Eismassen des Karagom, in welche es sich einen Tunnel gräbt und unter dem Eise verschwindet.

Der Adai-Choch, der Knotenpunkt, wo sich der Hauptkamm mit dem Seitenkamm vereinigt, ist reich an Gletschern. Von seiner Nordseite kommen der westliche und östliche Skatikom herab, beide von beträchtlicher Gröfse, von Osten der große Zei-Gletscher; der Adai-Choch und seine Ausläufer haben auch viele kleinere Gletscher aufzuweisen. Der bedeutendste von ihnen ist der von Moriz v. Déchy (Petermanns Mittheilungen 1889. Heft IX) ziemlich eingehend beschriebene Zei-Gletscher. Er endigt 6575' über dem Meer und hat eine recht beträchtliche Ausdehnung; er misst mit den Firnfeldern zusammen in die Länge sieben Werst; unten ist er ziemlich schmal, nimmt aber dann an Breite bis zu einer Werst zu; in der Höhe von 2511 Metern treten die Wände des Thals, in welches er eingebettet ist, sehr nahe zusammen, wodurch auch der Gletscher selbst sich verengert. Da an dieser Stelle das Thal außerdem eine Staffel bildet, verwandelt sich die Oberfläche des Eises in ein Labyrinth von Spalten, Eiszacken und Eispyramiden. Oberhalb dieses Ortes wird die Oberfläche wieder glatt und hat eine Breite von zwei Werst. Dann folgt eine neue Eiskaskade und bald darauf die dritte, welche sich über den ganzen Gletscher hin erstreckt und ein unbeschreibliches Chaos darstellt. Dann beginnen die Firnfelder, aus welchen

der Gletscher seine Nahrung schöpft; sie sind durch einige Felsgrate in mehrere Flächen geteilt. Über diesen Firnfeldern steigen noch wilde Felsen empor, deren Gipfel ebenfalls mit Schnee und Eis bedeckt sind. Auf einigen derselben hängen Firngletscher, welche sich in der Richtung des Zei-Gletschers herabsenken. Über diesen Zacken erhebt sich der schlanke hohe Doppelgipfel des Adai-Choch.

Der Zei-Gletscher ist durch seine Schönheit berühmt; er ist öfters photographiert worden, so auch von Déchy (Beilage zu seinem Artikel *The first ascent of Adai Choch* im *Alpine Journal* 1885). Dinnik war im Jahr 1878 auf demselben. Unterhalb seines Endes erblickte Dinnik ungeheuere Stein- und Schutthaufen, welche die Endmoränen darstellten. Damals nahm der Gletscher ab. Er endigte in einem ziemlich steilen Vorsprung, in welchem sich eine ungeheuere Eisgrotte von ungewöhnlicher Schönheit befand. Das Gewölbe aus prächtig blaugrünem Eis bestehend, hatte eine Höhe von mehreren Saschen. Der Gletscher war schon auf eine Entfernung von zehn Werst von einem kleinen Aul im Zei-Thal zu sehen.

Südlich vom Zei-Gletscher kommt gegen das Zei-Thal noch ein anderer Eisstrom von mittleren Dimensionen herab; er erreicht das Thal aber nicht und endigt in einen steilen Abhang. Déchy nennt ihn *Recomgletscher*, da das aus demselben hervorkommende Flüschen gegenüber der bekannten Kapelle *Recom* in den Zei einmündet. Die Moränen des *Recom* beweisen, daß er einst viel tiefer herabging und sich mit dem Zei vereinigte. Er ist unten 300 Meter breit, erreicht aber weiter oben eine Breite von 500 Metern.

Der *Kasbek* hat acht gröfsere und kleinere Gletscher. Unter ihnen ist zwar nicht der gröfste, aber bedeutendste der *Dewdoraki*. Er beginnt mit einem ausgedehnten, etwa

zwei Werst breiten Schneefeld, welches sich nördlich vom Gipfel des Kasbek in einer Höhe von 12 500' ausbreitet. Der Gletscher teilt sich in drei Arme, welche durch Felsen-
grate getrennt sind. Der größte Arm ist der nördliche, seine mittlere Breite beträgt 150 Saschen, seine Länge eine Werst; der nächste Arm ist schmaler und kürzer, der dritte ganz unbedeutend. Aufser diesen drei Armen, welche in dem Gebiet des ewigen Schnees beginnen und aus ziemlich reinem Eis bestehen, vereinigen sich mit dem Gletscher vier Arme, welche vom rechten Abhang der Dewdoraki-Schlucht herabkommen. Sie sind kleiner als die ersteren, bestehen aus Schnee und bilden sich aus den Lawinen, welche im Winter in die Schlucht herabstürzen. Einige von ihnen erreichten z. B. 1886 und 1887 den Gletscher.

Aus den oben genannten drei Armen bildet sich der Hauptstrom des Gletschers, welcher sich fast in gerader Richtung vom Westen nach Osten durch die Schlucht hinzieht. Seine größte Breite beträgt 180 Saschen, die geringste, am unteren Ende, 88 Saschen; die Dicke des Eises beträgt sogar am Ende noch 30 Saschen, die Länge dieses Haupttheiles ist etwa 800 Saschen in horizontaler Projektion; in Wirklichkeit ist sie viel bedeutender. Die ganze Länge des Gletschers ohne die Schneefelder gleicht drei Werst.

Die Moränen bestehen hauptsächlich aus schwarzem Trachyt und dunkelm Schiefer, aufserdem findet man in denselben zahlreiche Breccien von grünlicher Farbe, seltener Quarzstücke und dergleichen.

Der Dewdoraki-Gletscher ist schrecklich steil, auf den zwei letzten Werst hat er einen Fall von 800' auf die Werst; weiter oben beträgt seine Neigung 50° und darüber. Wegen seines Steilabfalls wird er von einigen Forschern, wie Abich, Chatisow u. A. zu den Gletschern zweiten Ranges

gerechnet, andere zählen ihn zu denen ersten Ranges in Anbetracht dessen, daß er nicht am Abhange hängt, sondern in eine tiefe Schlucht eingebettet ist.

Das Ende des Gletschers liegt 7580' über dem Meer in einer Entfernung von fünf Werst von der Grusinischen Heerstraße.

Im Unterteil ist der Gletscher mit Steinen und Schutt ganz zugedeckt; nur da, wo sich solche wegen des starken Falles des Eises nicht halten können, sieht das Eis heraus. Seine Oberfläche stellt ein wellenartiges Gebilde mit abgerundeten Kämmen dar und zwischen denselben fließen in tiefen Kanälen zwischen Eiswänden unzählige Bächlein.

Der Gletscher endigt in eine ziemlich lange, schmale und sehr steile Zunge, von welcher beständig Steine herabrollen und die Annäherung gefährlich machen. Weiter oben ist der Gletscher zugänglich und man kann quer über denselben hinweggehen; die Mitte und der obere Teil stellen ein unendliches Gewirre von Spalten, Gruben und Abgründen dar, so daß man sie nicht betreten kann. Hier folgt auch Eiskaskade auf Eiskaskade.

Das Flüschen Dewdoraki oder Amilischka, welches dem Gletscher entspringt, stürzt mit mächtiger Schnelligkeit zwischen tiefen, abschüssigen Ufern hin; es ist so wasserreich, daß man es nur mit Mühe durchwaten kann. Es ist nicht Wasser, was da fließt, sondern eine Schmutzmasse, welche bei der Einmündung in den Terek denselben schrecklich trübe macht. Diese Farbe des Wassers kommt davon, daß der Gletscher bei seiner Bewegung ganze Massen schwarzen Trachyts und dunkeln Schiefers mit sich reißt, sie zerdrückt und in Pulver verwandelt; ebenso schleift der Gletscher den Grund und die Seiten seines Bettes ab und der dabei entstehende Sand trübt ebenfalls den Gletscherbach.

Zwei Werst oberhalb des Gletscherendes mündet in die Amilischka das Flüschen Tschatsch. Es kommt vom Gletscher gleichen Namens, welcher nördlich vom Dewdoraki liegt. Nach Vereinigung beider Flüschen erhält das Wasser den Namen Kabachi und fällt $2\frac{1}{2}$ Werst weiter unten in den Terek. Die Schlucht des Kabachi ist ebenfalls sehr tief, felsig und mehr oder weniger gekrümmt; der Steilabfall der Abhänge erreicht an mehreren Stellen 70° und darüber. Das Flüschen selbst hat einen mittleren Fall von 9° (im Oberlauf 14° , beim Einfluß in den Terek $7\frac{1}{2}^\circ$). Auf 1350 Saschen fällt die Schlucht 250 Saschen. Daraus kann man leicht den Schlufs ziehen, wie stark die Strömung der Amilischka und des Kabachi sein muß.

Alte Leute behaupten, daß der Gletscher einst viel tiefer herabgegangen, die einstigen Endmoränen konnten sich in der steilen und engen Schlucht aber nicht halten und sind spurlos verschwunden. Was die ungeheueren Moränen am Ende des Kabachithales anbelangt, die sich in einer senkrechten Wand von fast 50 Saschen Höhe über dem Niveau des Terek erheben, so gehören sie längstvergangenen Zeiten, nämlich der Eisepoche an.

IV.

Der Dewdorakigletscher hat durch seine verherenden Abstürze eine traurige Berühmtheit erlangt. Solche fanden statt in den Jahren 1776, 1785, 1808, 1817 und 1832. Zwei kleinere Abstürze, welche das Terekthal nicht erreichten, werden im Jahre 1842 und 1855 verzeichnet.

Der Absturz vom 18. Juli 1776 war sehr bedeutend und sperrte den Terek drei Tag lang. Als der Fluß den Eisdamm durchbrach, verschwanden viele Dörfer und Aule unter dem Wasser. Es ist kaum glaublich, aber wahr, daß

damals selbst solche Aule überschwemmt wurden, welche 250' über dem Niveau des Terek lagen. Von den andern Abstürzen haben sich wenig genaue Nachrichten erhalten mit Ausnahme des vom Jahre 1832, welcher das Thal des Terek zwei Werst weit ausfüllte und das Wasser acht Stunden lang aufhielt. Die Eismasse hatte eine Breite und Höhe von 40 Saschen; sie mußte nachher mit Pulver gesprengt werden. Dubois de Montperé, welcher zwei Jahre später die Stelle passierte, sah noch zu beiden Seiten des Weges hohe Eiswände, und erst fünf Jahre nach der Katastrophe war das Eis völlig weggetaut.

In den Jahren 1842 und 1855 fanden ebenfalls bedeutende Abstürze statt, welche die anwohnende Bevölkerung vorausgesagt hatte; glücklicherweise blieben sie aber im Thal der Amilischkat und des Kabachi stecken. Da man bei den beiden letzten Abstürzen ein unregelmäßiges Abfließen der Gletscherbäche beobachtet hat, welche bald zu versiegen schienen, bald mit erneuter Gewalt hervorbrachen, so mag die Annahme des Geheimrates Statkowsky die richtige sein, daß die Abstürze im Zusammenhang stehen mit Stauungen des Wassers unter dem Eise; andere suchen den Grund in der zeitweisen Vergrößerung des Gletschers nach allen Dimensionen und ziehen zur Vergleichung die Erscheinungen am Rofen-Vernagt-Gletscher in Tirol herbei. Messungen haben dargethan, daß der Dewdoraki zeitweise bedeutend zunimmt. So rückte er z. B. vom Jahre 1864 bis 1876 um 116 Saschen, von 1876—1877 noch um weitere 11* Saschen vor. Eine genügende Erklärung der Gründe, welche von Zeit zu Zeit jene Katastrophen herbeiführen, läßt noch auf sich warten, da die durch Beobachtungen erhaltenen Daten noch zu wenig zahlreich sind, um zu einem endgültigen Schluß zu führen.

Obgleich auf dem Südabhang des Kaukasus die Schneelinie bedeutend tiefer herabgeht als auf dem Nordabhang, so ist der erstere doch viel ärmer an Gletschern; nicht ein einziger Gletscher erreicht hier ausserdem die Grösse eines Dych-Ssu, Bisingi und Karagom. Mit Ausnahme des Quellgebietes des Ingur, d. i. Swanetien, haben wir am Südabhang nicht einen einzigen grossen Gletscher; zwei Eisströme von mittlerer Grösse finden wir noch im Quellgebiet des Rion, sonst haben wir fast lauter Gletscher zweiten Ranges. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung liegt einmal in der verhältnismässig hohen Temperatur des Südabhanges, welche das Auftauen der Gletscher fördert, und zweitens in dem Unterschied des orographischen Charakters beider Abhänge des Hauptkammes. Auf die Entwicklung der Gletscher hat nach E. Favre die Schneemenge, welche sich auf den Bergen anhäuft, grösseren Einfluss, als die Höhe der Schneelinie; daher müssen die Gletscher da grössere Ausdehnung haben, wo weite Kessel oder Cirke vorhanden sind, welche sich mit Schnee füllen, und grosse Schneefelder und die Hauptmassive eines Gebirges sich vorfinden. In dieser Beziehung ist der Nordabhang für Gletscherbildung viel günstiger. In Wirklichkeit treffen wir auf dem Südabhang nirgends so tiefe Schluchten, umgeben von so hohen Ketten, wie die Schlucht des Dych-Ssu, des Adyl oder der obere Teil des Tscherek-Tschacho, wo der Bisingi liegt; ferner stossen wir auf dem Südabhang seltener auf Thäler oder Schluchten, welche in ihrem oberen Teil sich so verzweigen, wie das Thal des Baksan, des balkarischen Tscherek oder Uruch. Die Hauptgipfel des Kaukasus, wie der Elbrus, Dych-Tau, Kasbek, welche mit ungeheuren Schneefeldern bedeckt sind, gehören ebenfalls zum Nordabhang. Deswegen finden wir auf dem Südabhang nirgends

solche ausgedehnte Schneefelder, wie am Elbrus und am Dych-Tau. Endlich ist der Südabhang überhaupt viel steiler, als der Nordabhang, weshalb hängende Gletscher niederer Ordnung vorherrschen; einige gröfsere, wie der Adysch und Zanner steigen zwar tiefer herab, haben aber nur unbedeutende Länge. Aus allen diesen Gründen steigen die Gletscher des Nordabhanges nach E. Favre 1400 bis 1600 Meter über die Schneelinie herab und erinnern in ihrer Ausdehnung an die Gletscher der Alpen, während auf dem Südabhang die Gletscher schon 800—1000 Meter unterhalb der Schneelinie endigen.

Die gröfseren Gletscher auf dem Südabhang sind folgende: Im Oberlauf des Sopcheturi, eines Zuflusses des Rion von der linken Seite, befindet sich ein Gletscher ersten Ranges, welcher ziemlich tief herabsteigt (6800—7000 Fufs). Verglichen mit den Gletschern des Nordabhanges, hat er mäfsige Ausdehnung. Sein unteres Ende ist nicht sehr steil, grofse Steinhaufen bedecken das Eis vollständig. Der Gletscher entsteht aus zwei Teilen. Der verhältnismäfsig lange und schmale östliche Arm ist sehr steil und hat durch die Masse von Spalten, welche ihn durchfurchen, ein sehr wildes Ansehen, besonders am östlichen Rande, welcher an eine Seitenmoräne anstößt. Dieser Arm beginnt fast auf dem Gebirgskamm. Der westliche Arm ist von sehr hohen Felsen eingerahmt und im unteren Teil nicht steil. Durch Vereinigung beider Arme bildet sich ein Eisstrom von $1\frac{1}{2}$ Werst Länge und etwa $\frac{1}{2}$ Werst Breite im oberen Teil. Aus den beiden Seitenmoränen entsteht eine weithin sichtbare Mittelmoräne, welche sich fast bis zum Ende des Gletschers, näher dem westlichen Ufer, hinzieht. Der untere Teil des Gletschers hat mäfsigen Fall, eine reine, mehr oder weniger glatte Oberfläche und wenig Spalten. Erst die

letzten 60 Taschen sind steil. Alle Moränen bestehen aus Granit und Schiefer. Ein anderer ähnlicher Gletscher speist das Flüschen Tscheschuri, welches ebenfalls in den Rion fällt. Er gehört mit dem erstgenannten zu den größten Gletschern des Südabhanges.

Bedeutender, als die erwänten, sind die Gletscher von Swanetien, und zwar verdienen nach E. Favre hauptsächlich diejenigen genannt zu werden, welche von der Ostseite des Adysch herabkommen, sowie der Kilde und Zanner. Alle gehören zu derjenigen Art von Eisströmen, welche allmählich in tiefe Thäler herabsteigen (*glacier d'écoulement*). Ihnen ist auch ein Gletscher des Uscha beizuzählen.

Der Adysch oder Lercha stellt eine majestätische Eiskaskade dar, welche lebhaft an den Rhonegletscher erinnert, während der Tetruld, der diesen Gletscher speist, Ähnlichkeit mit dem Montblanc hat. Im Osten ist der Gletscher von Felswänden des Berges Adysch umgeben, während im Westen die Schneegipfel des Tetruld aufsteigen.

Der Adysch steigt vom Kamme des Hauptgebirges herab, er beginnt mit einer Eiskaskade, wie wir sie in den Alpen nirgends finden. Der untere Teil erbreitert sich fächerartig und endigt nach Favre in einer Höhe von 2186 Meter (7170 Fufs), nach Déchy in einer solchen von 7455 Fufs. Auf der rechten Seite, nahe dem felsigen Abhang, liegt eine große Moräne, auf der linken Seite sind die Anhäufungen von Schiefer mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt.

Ferner nennen wir den Trjuiber. Unterhalb des Gletschers ist die Schlucht der Mulchara sehr eng und durch ungeheure Massen alter Moränen versperrt; auf dem Grunde rauscht ein wildes, mit weißem Schaum bedecktes Wasser;

unmittelbar vor der Stelle, wo der Gletscher beginnt, wird die Schlucht auf einmal breiter und gewährt ihm ein breites Bett. Er endigt 7000 Fufs über dem Meer und kommt in seiner Ausdehnung den grössten Gletschern der Schweiz gleich.

Von der Höhe des Hauptkammes aus gesehen erscheint der Gletscher als ein majestätischer Eisstrom, welcher ruhig in die tiefe Schlucht hinabsteigt. Zu beiden Seiten hängen von den Bergabhängen noch eine Menge kleinerer Gletscher herab; einige von ihnen erreichen den Hauptstrom, andere endigen viel höher. Oben teilt sich der Trjuiber in zwei grosse Arme; seine Moränen bestehen aus riesigen Steinhäufen; die Moränen der beiden Arme bilden eine kolossale Mittelmoräne, welche sich hierauf mit der linken Seitenmoräne vereinigt. Einen herrlichen Anblick gewährt der Gletscher auch von der zwischen den Flüschen Muschal und Adysch liegenden Kette.

Der Zanner oder Tetnuldgletscher kommt vom Westabhang des Tetnuld herab und füllt das Thal eines der Quellflüsse der Mulchara aus. Es ist ein mächtiger Eisstrom, der sich aus zwei Armen bildet. Er geht weit über die Waldgrenze herab und endigt 6606 Fufs über dem Meer, zwei Werst oberhalb des kleinen Dorfes Dschabech. Früher lag sein Ende in einer Höhe von 6410 Fufs.

* * *

Wenn wir das Gesagte noch einmal in Kürze zusammenfassen, so gelangen wir zu folgenden Resultaten: Die ersten Gletscher im westlichen Kaukasus finden wir am Berge Oschten. Zwischen Oschten und der Marucha liegen einige wenige, unbedeutende Gletscher. Der Maruch ist der erste grosse Eisstrom im Westen.

Die größten Gletscher auf dem Hauptkamm haben wir zwischen dem Elbrus und Adai-Choch (einschließlich) zu verzeichnen. Östlich vom Adai-Choch bis zum Kaspisee fehlen die Gletscher fast ganz. Auf dem Seitenkamm ist die Zahl und Gröfse der Gletscher bedeutend geringer als im Hauptkamm und seinen Vorbergen. Die Hauptgletscher haben wir nicht am Elbrus und Kasbek zu suchen, sondern in Bisingi, Balkarien und Digorien. Auf dem Südabhang finden wir große Gletscher in Swanetien, mittelgroße im Quellgebiet des Rion. Der Seitenkamm speist Gletscher am Kasbek, am pirikitelischen und bogossischen Kamm, am Schach-Dagh und einigen anderen Stellen. (Im kleinen Kaukasus haben wir Gletscher nur auf dem Ararat und Alagös.)

Ein einziger kaukasischer Gletscher, der Karagom, steigt tiefer als 6000 Fuß über dem Meer herab; fünf andere Gletscher endigen unter 7000 Fuß. Tiefer als die anderen endigen die Gletscher von Digorien, dann die von Swanetien, Ossetien und des Kreises von Naltschik im Terekgebiet. Der größte kaukasische Gletscher ist der Bisingi (gegen 17 Werst lang); dann folgen der Dych-Ssu und Karagom (14—15 Werst mit den Schneefeldern), der Zei, Agschtan, Tana u. s. f.

Was die Zahl und Gröfse der Gletscher anbelangt, so steht der Kaukasus bedeutend zurück hinter dem Karakorum, Himalaya und dem skandinavischen Gebirge, auch hinter den Alpen, übertrifft aber sonst die anderen Gebirge von Asien und Europa. Der Nordabhang des Kaukasus weist nicht weniger als 70 Gletscher ersten Ranges und einige hundert zweiten Ranges auf. Die größten kaukasischen Gletscher können sich an Gröfse mit denen der Alpen messen.

Die Gröfse der kaukasischen Gletscher verändert sich, ganz so wie das auch anderwärts der Fall ist, in bestimmten Zeiträumen. Zu Ende der vierziger Jahre nahmen sie zu und einige derselben traten in den Hochwald ein. In den sechziger Jahren wurde der rückgängige Prozess beobachtet, welcher in den siebziger und achtziger Jahren fort dauerte. Die Zunahme und Abnahme der Gletscher im Kaukasus fällt ohne Zweifel in die gleichen Zeiträume, wie in den Alpen.

Die Gletscher der Eisperiode haben im Kaukasus sehr viele Spuren hinterlassen; sie stiegen einst bis 2000 Fufs über dem Meer herab und erreichten die Ebenen, ohne sie jedoch zu bedecken. Auch in dieser Beziehung stellt der Kaukasus einen Übergang dar zwischen den Gebirgen von Mitteleuropa und Centralasien, wo die Gletscher nach allen Anzeichen nicht weiter als bis zu 5000 Fufs über dem Meer herabkamen.

V.

Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch den Kaukasus habe ich an verschiedenen Stellen heilige Haine und Bäume angetroffen. Abgesehen davon, daß es hier, wo die Wälder allerorten so unbarmherzig ausgerottet werden, einen ganz besonders angenehmen Eindruck macht, solche infolge langjähriger Schonung üppig herangewachsene Haine und Bäume zu sehen, hat der Kultus des Waldes, der bei einem großen Teil der Völker des Erdballs verbreitet war und verbreitet ist, allgemein wissenschaftliches Interesse, und ich habe deshalb die Absicht, hier alles zusammenzustellen, was über denselben im Kaukasus bekannt ist. Als hauptsächlichster Gewährsmann gilt mir dabei E. Weidenbaum, welcher vor einigen Jahren einen etwa zwei Druckbogen einnehmenden Artikel über dieses interessante Thema in russischer Sprache veröffentlicht hat.

Was zunächst die örtliche Verbreitung des genannten Kultus bei den kaukasischen Völkern betrifft, so finden wir denselben nach Weidenbaum hauptsächlich bei den

Stämmen des westlichen Kaukasus, ich habe aber solchen voriges Jahr auf meiner Reise auch in Tuschetien und Pschawien gefunden; ob er weiter nach Osten auch bei den avarischen Völkern verbreitet ist, darüber fehlen bis jetzt Beobachtungen. Es ist immerhin möglich und wahrscheinlich, daß diese Völker, welche in einer verhältnismäßig späteren Zeit sich in den Hochthälern des Daghestan — wohl gewaltsam dahin verdrängt — niedergelassen haben, ursprünglich in den waldlosen Steppen ein Nomadenleben führten. Bei Nomaden kann aber ein solcher Kult überhaupt nicht aufkommen. Wer heute hier, morgen dort sein Zelt aufschlägt, für den ist ein feststehender heiliger Ort undenkbar, er führt seine Heiligtümer, wenn er solche hat, mit sich. Nachdem aber jene Völker in den abgeschlossenen Thälern des Daghestan ansässig geworden, sind sie zu wenig mit den anderen kaukasischen Stämmen in friedliche Berührung gekommen, um von ihnen einen ähnlichen Kult anzunehmen.

Wenn wir auf die Einzelheiten eingehen, so finden wir, falls es erlaubt ist, den alten Schriftstellern einigen Glauben beizumessen, Anzeichen des Kultus schon im grauen Altertum. In der Argonautensage wird der heilige Hain des Ares in Kolchis erwähnt. Bei Apollonius von Rhodus, Aelian und Nikolaus von Damaskus finden wir eine eigentümliche Nachricht, welche wir wohl mit Recht zu unserem Thema in Beziehung setzen. Sie erzählen nämlich, daß die Kolchier die Leichen der Männer in Stier- oder Büffelhäute eingenäht und an Bäumen aufgehängt haben, während die Leichen der Frauen der Erde übergeben wurden. Diese Art der Bestattung resp. Aussetzung der männlichen Leichen muß wohl einen Vorzug bedeuten. In diesem Falle liegt der Gedanke nahe, daß jenen Bäumen eine gewisse schützende

oder heilige Kraft beigemessen wurde, um so mehr, als sich, wenn auch solches nicht ausdrücklich gesagt ist, vermuten läßt, daß die Leichen nicht an einem beliebigen Baum und nicht an einem beliebigen Ort ausgesetzt worden sind, sondern daß dafür durch das Herkommen und den Brauch geheiligte Haine existierten. Einige Bestätigung unserer Vermutung finden wir bei Procopius (De bello Gothico cfr. Stritter, Memoriae populorum IV, p. 179), welcher von den Kolchiern berichtet: „Hi barbari ad meam usque aetatem lucos et silvas coluerunt, barbara simplicitate arbores in Deorum colentes numero.“

Seitdem der Kaukasus öfter von Ausländern besucht wurde, finden wir in den Reisebeschreibungen sehr oft die Erwähnung heiliger Haine. Es ist das also ein Gegenstand, welcher den Reisenden auffällt und ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das aber weist auf die verhältnismäßige Häufigkeit hin. Jean de Luca z. B., welcher die Tscherkessen zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1637) besucht, erzählt von sogenannten *cudosci* (das hebräische *kodosch* = heilig), d. i. Hainen, in welchen eine Menge von Schädeln geopferter Widder aufgehäuft war; die Bäume waren mit Pfeilen, Bogen und Schwertern behängt, welche ebenfalls als Opfergaben dorthin gebracht worden waren. Die Heiligkeit des Orts hielt Diebe fern. Ein anderer Reisender, Peysonel, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Kaukasus besuchte, erwähnt heilige Bäume bei den Abhasen und Tscherkessen, wobei der Name „*kodosch*“ einem einzelnen Baume gegeben wird, welcher den Gegenstand besonderer Verehrung bildet, ebenso wie bei den Tscherkessen dem Baume *Panjassan* (*παναγία*) göttliche Verehrung zu teil wird. Leider vermischen wir die botanische Benennung des Baumes. Wenn wir auf späteren Karten den Namen

„kodosch“ verzeichnet finden, so haben wir es schon nicht mehr mit einem einzelnen Baum, sondern mit einem heiligen Hain zu thun. Bell, Longworth und Loulier berichten, daß sie in allen Thälern bei den am Schwarzen Meere wohnenden Tscherkessen heilige Haine angetroffen haben. Diese galten als unantastbar, und die Tscherkessen verrichteten dort ihre Gebete und Opfer. Jedem Haine wurde eine gewisse Anzahl von Häusern und Familien zugezählt. Wenn Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen ausbrachen, so kam es nicht selten vor, daß sie sich gegenseitig ihre heiligen Haine einäscherten, woraus man den Schluß ziehen darf, daß die Tscherkessen keine gemeinsame Gottheit verehrten, sondern ihre Lokalgötter hatten.

Als das Christentum sich mehr und mehr bei den tscherkessischen Stämmen Eingang verschaffte, waren die Missionare klug genug, nicht auf einmal schroff vorzugehen und die heidnischen Heiligtümer zu zerstören, sondern sie stellten das Kreuz, das Symbol des christlichen Glaubens, in jenen Hainen auf. So gewöhnte sich das Volk allmählich daran, an den Stellen, wo es früher seine Opfer dargebracht und zu seinen heidnischen Göttern gebetet hatte, das Kreuz anzubeten. Der Bau von Kirchen mochte in den meisten Fällen als überflüssig erscheinen, da man gewohnt war, den natürlichen grünen Dom des Waldes mit seinem geheimnisvollen Dunkel als Heiligtum zu betrachten. Das ist denn auch der Grund, warum wir im Lande der Tscherkessen auffallend wenig Überreste christlicher Tempel vorfinden, obgleich sie notorisch viele Jahrhunderte lang Christen waren.

Nicht nur allerlei Opfertgaben wurden in jenen Hainen dargebracht, sondern es herrschte auch der Brauch, Fetzen von Kleidungsstücken der Kranken an den heiligen Bäumen

aufzuhängen, wodurch den Bäumen gewissermaßen die Krankheit übergeben oder, besser gesagt, angehängt wurde. Ja noch mehr. Loulier erzählt von einem heiligen Baume im Thale des Pschatflusses, welchem die Eigenschaft zugeschrieben wurde, das Fieber zu heilen. Von nah und fern kamen die Kranken mit Opfern (meist Kuchen, welche die Pilger an Ort und Stelle verzehrten) zu dem Baume gewallfahrtet; vor der Abreise wurde ein Stückchen Holz von besagtem Baume in einen Fetzen Zeug eingewickelt und dem Kranken um den Hals gehängt, während der übrige Teil des Stoffes dem Baume als Opfer dargebracht, d. h. an seine Zweige angebunden wurde.

Eine dritte Bedeutung solcher Bäume ist die, daß sie als Versammlungsorte bei Beratungen des Volkes dienen. Einen solchen Baum erwähnt Wereschtschagin im Thale des Flusses Sotschi im Jahre 1874. Es war eine mächtige Silberpappel auf einer großen Wiese, welche von bewaldeten Bergen umgeben war. Der Stamm des Baumes hatte $2\frac{1}{2}$ Arschin¹ über der Erde einen Umfang von 17—18 Arschin, dicht an der Erde 20 Arschin. Das Innere des Baumes war fast ganz hohl, während er äußerlich ein völlig frisches Aussehen hatte und mit dichtem Laub bedeckt war. Unter diesem Baume sollen die Ubychen (ein Tscherkessenstamm) vor ihrer Auswanderung in die Türkei ihre letzte Beratung gehalten haben.

Zum vierten galten solche Haine auch als Asyle für Verbrecher und, man kann sagen, auch für Tiere, welche im heiligen Walde nicht geschossen werden durften. Der Akademiker Schiefner berichtet in seinen abchasischen Studien hierüber und führt an, daß ein eigenes Wort für

¹ Ein Arschin = 0,71 Meter.

diese Zuflucht zum Walde existiert habe, nämlich abnalara (von bna oder abna = Wald).

Fünftens finden wir bei den Tscherkessen noch eine besondere Sitte, welche uns an die bei den alten Schriftstellern erwähnte Art der Kolchier, ihre Toten auszusetzen, erinnert. Der Zarewitsch Bachut berichtet in seinem Werk, daß zu seiner Zeit bei den Abchassen, den Verwandten der Tscherkessen, der Brauch geherrscht habe, die Toten nicht zu begraben, sondern man legte die Leichen angekleidet und in voller Bewaffnung in Särge und stellte solche auf Bäume.

Noch sei einer Nachricht Erwähnung gethan, welche wir bei Dr. Jakob Reineggs in seiner „Allgemeinen historischen Beschreibung des Kaukasus 1797“ finden. Er erzählt uns ein überzeugendes Beispiel, wie sich die heidnischen Gebräuche mit der christlichen Religion vermischt haben. Nach seiner Angabe versammeln sich die Abchassen zu Anfang des Monats Mai in einem dichten, dunkelen Wald, dessen Bäume für unantastbar galten, weil sie einem höheren Wesen geweiht waren. In diesem Haine lebten bei einem großen eisernen Kreuze Einsiedler, welche vom Volke bedeutende Opfertgaben erhielten für ihre Gebete, für die Gesundheit und den guten Erfolg der Unternehmungen der Bittsteller. Alle, welche in den Wald kamen, brachten hölzerne Kreuze mit und stellten solche an verschiedenen Stellen im Hain auf; gute Bekannte wechselten zum Zeichen der Freundschaft die Kreuze. Die Einsiedler schrieben dem eisernen Kreuze verschiedene Wunderkräfte und Wundererscheinungen zu.

Während bei den Tscherkessen, welche zudem zum größten Teile ausgewandert sind, und bei den Abchassen die heiligen Haine und ihr Kult verhältnismäßig selten geworden

sind, finden wir bei dem zahlreichen Volke der Osseten, bei den Swaneten, bei den Berggrusinern und ihren nahen Verwandten, den Chewsuren, Pschawen und Tuschinen, bis auf den heutigen Tag solche Haine, die in großer Verehrung stehen. So zeigte man mir vor drei Jahren im ossetischen Dorfe Dschawa an der Ljachwa eine Gruppe heiliger Bäume, unter welchen bis auf den heutigen Tag Hochzeiten gefeiert werden, welche dadurch eine besondere Weihe erhalten. In demselben Thal traf ich an verschiedenen Stellen des Waldes, besonders in der Nähe von Quellen, Schutzdächer, dem Andenken der Toten geweiht, wo sich die Verwandten am Jahrestag des Todes versammeln und das Andenken des Verstorbenen durch eine Schmauserei ehren. An anderen Orten herrscht die Sitte, daß jeder, welcher durch einen heiligen Hain geht, ein Stück Holz oder einen Prügel daselbst niederlegt, was eine Art Opfer darstellen soll. Parrott und Engelhardt, welche im Jahre 1812 den nördlichen Kaukasus bereisten, erzählen von einem Haine in der Trussoschlucht beim Dorfe Abano, welcher unter dem Schutz einer bestimmten Gottheit steht. Diese Gottheit schlägt mit schwerer Krankheit oder Tod jeden, der sich erlaubt, einen Baum in diesem Walde zu fällen oder auch nur einen Zweig abzubrechen. Von demselben heiligen Walde erzählt Klaproth und giebt auch den ossetischen Namen desselben, „Djouaré-kadd“ an, was soviel bedeutet als „Wald des Kreuzes.“ Die Osseten des Thales Trusso versammeln sich hier zum Gebet und bringen dem heiligen Ilja Widder und Schafe zum Opfer dar, deren Fleisch von den Andächtigen verspeist wird, während sie die Felle zu Ehren des Heiligen auf den Bäumen aufhängen. Wer es wagt, hier einen Baum zu fällen oder auch nur einen Ast abzubrechen, wird mit Blindheit geschlagen und

kann das Licht der Augen nur durch Darbringung eines Stiers wieder gewinnen. Obiger Name „Wald des Kreuzes“ läßt vermuten, daß hier ebenfalls, wie einst bei den Tscherkessen, das Kreuz im heiligen Haine aufgestellt worden war.

Eine sehr interessante Legende lesen wir bei Pfaff, „Reisen im nördlichen Ossetien“. Er erzählt von einem solchen Haine am Ardon folgendes: Ein Ossete, Namens Chetag, der Enkel des Ahnvaters der Kabardiner, Inal, floh vor seinen Feinden aus der Kabarda und fiel unweit des jetzigen Aulß Salugardon und des Dorfes Alagyr in der Nähe des heiligen Hains Sanadat ermattet zu Boden. Schon bereitete er sich zu sterben, als er plötzlich eine Stimme vernahm: „Komm in den Wald, Chetag, in den Wald!“ Aber Chetag antwortete: „Ich bin so matt, daß ich mich nicht bis zum Walde schleppen kann; mag er zu mir kommen!“ Und so geschah es. Der Wald kam zu Chetag und barg ihn vor seinen Verfolgern. Und noch bis auf den heutigen Tag steht der Hain in einer waldlosen Gegend — und in der Mitte eines großen Waldes, drei Werst von Alagyr, wird ein freier Platz gezeigt, von wo jener Hain zum Schutze Chetags weggewandert ist¹. Diese Legende ist auch deswegen von hohem Interesse, weil die in Tschmi und Nari am Nardon sehr verbreitete und angesehenere Familie der Chetagurow sich durch ihren Typus auffällig von den anderen Osseten unterscheidet, wie ich mich durch den Augenschein vor einigen Jahren überzeugen konnte.

Die Sage von Chetag ist in Ossetien in verschiedenen Variationen verbreitet und es existieren mehrere Haine dieses Patrons. In einigen derselben werden zu Ehren

¹ Die ossetischen heiligen Haine befinden sich an solchen Stellen, wo sonst kein Wald vorhanden ist.

Chetags alljährlich Feste gefeiert, wozu vorher Bier gebraut wird. Während des Festes schlachtet man allerlei Opfertiere, „Nywondi“. Wenn ein Jäger in einem solchen Hain irgend ein Wild getötet hat, so darf er es in keinem Falle nach Hause nehmen, sondern ist verpflichtet, es im Walde zu verzehren; auch sind alle diejenigen, welche die Gaben des Hains, wie Früchte, Beeren, Honig u. s. w., benutzen, verpflichtet, das Gefundene an Ort und Stelle zu verspeisen. Wer etwas davon nach Hause mitnehmen wollte, würde mit schwerer Krankheit bestraft. Holz darf nur gefällt werden, wenn es zum Brauen des Festbieres dienen soll. — Früher hatten diese Haine auch die Bedeutung von Asylen.

Wir vermissen leider auch bei den Berichten über die Haine des Chetag die Angabe der Baumarten; soweit meine Beobachtungen reichen, bestehen die heiligen Haine der Osseten aus Laubwald, ohne daß eine Art besonders hervortreten würde; ich habe Linden, Eschen, Eichen, Ahorn, Ulmen u. s. w. in denselben bemerkt.

Es ist möglich, daß die Osseten den Kult der Haine von den Kabardinern, dem Hauptstamm der Tscherkessen, überkommen haben; als dann ein Teil der ersteren aus dem Nordkaukasus verdrängt sich in den Hochthälern des südlichen Kaukasus niederliefs, mögen sie wohl diesen Kult mitgebracht haben.

Bei den Berggrusinern und deren nahen Stammesverwandten, den Chewsuren, Tuschinen und Pschawen, sind heilige Haine sehr häufig; vielleicht ist es Zufall, daß sie meist alte Kirchen einschließen. Solch ein heiliger Hain mit Kirche zu Ehren des heiligen Kwirik und der Awlita steht z. B. in der Nähe von Duschet, einer Station der grusinischen Heerstraße. Die Kirche, welche im 4. Jahrhundert erbaut sein soll, liegt auf der Spitze eines 3000 Fufs

hohen Berges, im Schatten altehrwürdiger Bäume. Am 15. Juli findet alljährlich das Kirchenfest statt, bei welchem einer der größten Bäume, welcher seine Zweige über Kirche und Kapelle ausstreckt, mit einer Menge von brennenden Kerzen geschmückt wird. Das häufige Vorkommen der Kirchen in den heiligen Hainen der Berggrusiner läßt sich so erklären, daß die Kirchen von den ersten Verbreitern des Christentums absichtlich in den ursprünglich heidnischen Heiligtümern gebaut wurden, wie wir einen ähnlichen Vorgang in Abchasien gefunden haben. Die alten Kirchen sind jetzt Wallfahrtsorte, dem Namen irgend eines Heiligen geweiht, zu dessen Fest sich von weit her die Stammesgenossen versammeln. Die religiöse Feier tritt dann allerdings in den Hintergrund. Bei dem mehrtägigen Volksfest wird unermesslich viel gegessen und getrunken, gesungen und getanzt. Hier flackern das nationale Leben und Bewußtsein, die nationalen Sitten und Gebräuche, die mehr und mehr verschwinden, von Zeit zu Zeit wieder mächtig auf.

Auffallend ist, daß die „Kapischtsche“, d. i. Opferaltäre, bei den Chewsuren, Tuschinen und Pschawen niemals in heiligen Hainen stehen. Auf diesen Opferaltären bringen die Dekanossen, die Überreste der heidnischen Priesterschaft, ihre Opfer dar, und der Gedanke liegt nahe, daß die heidnischen Altäre durch das Christentum aus den heiligen Hainen verdrängt wurden, wenn auch die in diesen gefeierten Volks- und Kirchenfeste weit davon entfernt sind, rein christlichen Charakter an sich zu tragen. Die dem Volk lieben und rein menschlichen Gebräuche des früheren Heidentums wurzeln immer noch so fest in seinem Herzen, daß sie sich nicht so leicht ausrotten lassen. Wir treffen diesen Satz auch bei den civilisierten Völkern Europas fast allenthalben bewährt, wofür wir bei Lippert, „Christentum,

Volksglauben und Volksgebrauch“ u. a. nicht wenig Be-
weise finden. In den Festen und Gebräuchen der christ-
lichen Kirche steckt immer noch ein gutes Stück Heidentum.

Der Vollständigkeit wegen führen wir hier noch die
„freien Swaneten“ an. Während weder im dadianischen
Swanetien am oberen Zcheni-Zchale, noch im dadeschkilia-
nischen Swanetien am Ingur etwas von heiligen Hainen zu
hören ist, finden wir einen solchen in der Gesellschaft Kal
am oberen Ingur im freien Swanetien. Einige Werst unter-
halb des Auls gleichen Namens erhebt sich auf dem linken
Ufer des Flusses ein mit Fichten bestandener, ziemlich
hoher Berg, dessen Spitze das Kloster des heiligen Kwirik
krönt. Der dichte Fichtenwald fällt um so mehr in die
Augen, als die benachbarten Abhänge nur mit spärlichem
Laubwald bedeckt sind. Holz darf in diesem geweihten
Walde in seltenen Fällen gehauen werden, nämlich nur,
wenn solches zur Restaurierung des Daches der Kirche, zum
Bau von Mühlen und Brücken nötig ist, also ebenfalls wie
in Ossetien nur für gemeinnützige Zwecke. Wenn jemand
unberufen dort Holz fällt, so kommt schwere göttliche Strafe
über die Gegend in Gestalt von Hagel von ungeheurer
Größe. Zweimal im Jahre, am Sonnabend nach Ostern und
am 15. Juli, finden bei der Kirche Volksfeste statt. Der
erstere Tag ist besonders heilig, und fast ganz Swanetien
findet sich hier zusammen (bei welcher Gelegenheit auch
Brautschau gehalten wird). Manche haben eine solche Scheu
vor der Heiligkeit des Orts, daß sie nicht einmal wagen,
in den ummauerten Hof der Kirche einzutreten. Alle
bringen Opfergaben mit sich: Arak (d. i. gewöhnlicher,
selbstbereiteter Schnaps), Brot, Groß- und Kleinvieh; alles
Mitgebrachte wird an Ort und Stelle verzehrt.

Wir weisen schliesslich noch auf einige Ortsnamen hin,

